

WALTER LÜTHI

Die  
Seligpreisungen

ausgelegt für die Gemeinde



# ***Digitalisierung***

Hans Käser, Arequipa, Peru, mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

## **Eingelesenes Original:**

Titel: Die Seligpreisungen, ausgelegt für die Gemeinde  
Autor: Walter Lüthi  
Verlag: Friedrich Reinhardt, Basel  
Erste Auflage: Keine Angabe (1961)  
Aktuelle Auflage: Keine Angabe

## **Digitale Ausgabe:**

Hans Käser, Arequipa, Peru – Version 2014/02  
Dateiname: luethi-seligpreisungen.pdf

## ***Rechtliches***

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Diese bleiben unverändert bestehen.

Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



**"Creative Commons-Lizenz",**

einzusehen unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.5/ch/>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: ***Das Dokument darf vervielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich in der vorliegenden Form, d.h. als unverändertes PDF Dokument und ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken.***

## **Zitate:**

Zitate aus diesem Dokument müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor; Buchtitel (evtl. Untertitel/Predigttitle); Herausgeber und Version der digitalen Ausgabe; Seitenangabe; optional: PDF Dokumententnahme.

## **Die Absicht dieser Lizenz:**

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

# Inhalt

VORWORT.....	7
DAS GLÜCK DEN GLAUBENDEN ..... MATTHÄUS 4,23 - 5,3 .....	9
DEN ARMEN DAS HIMMELREICH..... MATTHÄUS 5,3 .....	15
TRÖSTUNG DEN HINTERBLIEBENEN..... MATTHÄUS 5,4 .....	23
DEN GEWALTLOSEN DIE ERDE .....	MATTHÄUS 5,5 ..... 33
DEN NACH GERECHTIGKEIT HUNGERNDEN SÄTTIGUNG.....	MATTHÄUS 5,6 ..... 43
BARMHERZIGKEIT DEN BARMHERZIGEN .....	MATTHÄUS 5,7 ..... 52
KLARER BLICK DEN LAUTER GESINNTEN .....	MATTHÄUS 5,8 ..... 60
DIE FRIEDENSTRÄGER GOTTES SÖHNE! .....	MATTHÄUS 5,9 ..... 70
DEN GLAUBENSZEUGEN DER HIMMEL.....	MATTHÄUS 5,10-12 ..... 81

## Die Seligpreisungen

Ausgelegt für die Gemeinde.

Mit den Seligpreisungen ragt ein Stück Gottesherrschaft in unser irdisches Gelände herein. Walter Lüthi hat diese acht Sätze, welche die Bergpredigt einleiten, zuerst in Wohngottesdiensten in Bern mit einer Schar von Gemeindegliedern, dann mit einer höheren Gymnasialklasse und schliesslich zusammen mit einem Kreis von Amtsbrüdern anlässlich einer Pfarrerrüstzeit erarbeitet. Viele werden ihm dankbar sein, dass er diese Auslegungen gerade in unserer zwielichtigen Zeit als Buch herausgibt. Er durchschaut die Dinge und zeigt in treuer Auslegung des Bibelwortes, dass das Reich Gottes, selber nicht von dieser Welt, auch heute im Kommen ist. Dies geschieht unter Wehen. Er schreibt im Vorwort: «Dort, wo die Gemeinde derer ist, die an den Geburtswehen der Gottesherrschaft teilhaben — dort am Rande zwischen der alten Erde und dem neuen Himmel, stelle ich mir die Leser dieses Deutungsversuches vor.»

*Meiner Frau  
und Mitarbeiterin*

## Vorwort

Es widerfährt einem ja immer, so oft man sich anschickt, sich über die biblischen Vorgänge zu äussern, dass man dann unter dem Eindruck der Unzulänglichkeit der Sprache steht. Gottes Wort ist nun einmal Fremdwort, und jede Auslegung ist der immer mangelhafte Versuch, Unausprechliches auszusprechen. Dass unser «Weissagen Stückwerk ist», kam mir nun allerdings nie so zum Bewusstsein wie während der Beschäftigung mit den acht bedeutsamen Worten, die bekannt sind als: «Die Seligpreisungen». In diesen Eingangssätzen zur Bergpredigt ragt ein Stück Gottesherrschaft in unser irdisches Gelände herein. Was ich da zuerst in den Wochengottesdiensten mit einer Schar von Gemeindegliedern, dann mit einer höheren Gymnasialklasse und schliesslich zusammen mit einem Kreis von Amtsbrüdern anlässlich einer Pfarrerrüstzeit erarbeitete, will mir jetzt beim nochmaligen Durchlesen vorkommen wie ein Radebrechen (Stammeln, Stottern) in einer andern Sprache. Nur das Wissen darum, dass diese Schwierigkeit in der Natur der Sache selber liegt, gibt mir den Mut, das Aufgeschriebene dem Druck zu übergeben. Das Reich Gottes, selber nicht von dieser Welt, will in diese Welt kommen, und das geschieht unter Wehen. Diese Geburtswehen der Gottesherrschaft machen sich hier bemerkbar bis hinein in den Dienst am Wort. Dass dem so ist, darf nicht befremden.

Wen ich mir als Leser dieser Auslegungen denke? Es sind vor allem diejenigen, von denen es im letzten Buch der Bibel heisst: «Diese sind's, die gekommen sind aus grosser Trübsal», Trübsal um des Glaubens, um des Bekenntnisses willen, aber auch mancherlei Ungemach, das einem Gläubigen zu tragen auferlegt ist. Es sind die Dulder und Täter, die Angefochtenen, die in der Gegend der Seligpreisungen leben. Die Seligpreisungen sind somit der eigentli-

che, sozusagen normale Aufenthaltsort der christlichen Gemeinde. Dort, wo die Gemeinde derer ist, die an den Geburtswehen der Gottesherrschaft teilhaben — dort am Rande zwischen der alten Erde und dem neuen Himmel, stelle ich mir die Leser dieses Deutungsversuches vor.

Bern, im Sommer 1961,

Der Verfasser



## Das Glück den Glaubenden

*Und Jesus ging umher im ganzen galiläischen Lande, lehrte in ihren Schulen und predigte das Evangelium von dem Reich und heilte allerlei Seuchen und Krankheit im Volk.*

*Und sein Gerücht erscholl in das ganze Syrienland. Und sie brachten zu ihm allerlei Kranke mit mancherlei Seuchen und Qual behaftet, die Besessenen, die Mond-süchtigen und Gichtbrüchigen; und er machte sie alle gesund.*

*Und es folgte ihm nach viel Volks aus Galiläa, aus den Zehn-Städten, von Jerusalem, aus dem jüdischen Lande und von jenseits des Jordans.*

*Da er aber das Volk sah, ging er auf einen Berg und setzte sich; und seine Jünger traten zu ihm. Und er tat seinen Mund auf, lehrte sie und sprach: Selig sind... Matthäus 4,23- 5,3*

Jesus lehrt, predigt, und heilt. Die Wirkung dieser dreifachen Tätigkeit bleibt nicht aus: «Sein Gerücht erscholl in das ganze Syrienland.» Weit herum, bis über die eigentlichen Grenzen Israels hinaus wird er bekannt. So spürt man dem Bericht des Matthäus an, wie sensationell Jesu Auftreten in jenen ersten Tagen wirkt. «Viel Volks aus Galiläa» drängt sich zu ihm hin. Dabei scheint es vorab nicht sein Lehren und Predigen, sondern sein Heilen zu sein, das die Massen in Bewegung setzt: «Sie brachten zu ihm allerlei Kranke mit mancherlei Seuchen und Qual behaftet.»

Es geht ein Erwachen durchs Land, wie wenn nach dem Winter der Frühling anbricht. Was darniederlag, wird von jäher Hoffnung ergriffen. Angehörige jahrzehntelang Kranker horchen auf — also doch eine Möglichkeit der Heilung? Ja, erst jetzt kommt's recht eigentlich aus, wie viel Krankheitselend in den Dörfern und Städten herumliegt, erst jetzt, da Heilung in den Bereich des Möglichen

rückt. Das Volk, jene breite Schicht, die man «die Leute» nennt, ist ja zu allen Zeiten und allerorts der reinste Friedhof begrabener Hoffnungen. Ein neues, ein noch nie da gewesenes Hoffen feiert jetzt Auferstehung aus dumpfer Lebensohnmacht und Resignation. Man sieht im Geiste jene Bedauernswerte, die 12 Jahre den Blutgang gehabt, all ihre Nahrung an die Ärzte gewandt und sich eines Tages von hinten dem Herrn naht, um wenigstens den Saum seines Kleides anzurühren; oder jene vier Freunde, die ihren gichtkranken Nachbar auf einer Tragbahre durchs geöffnete Dach herunterlassen. Solch ergreifende Szenen müssen in jener Anfangszeit in starker Häufung vorgekommen sein. Sie alle suchen bei ihm Gesundheit. Und offensichtlich steht ihnen nicht das Verlangen nach Heil zuvorderst, sondern schlicht der Wunsch nach Heilung von ihrer Krankheit. Das ist menschlich. Christus verurteilt sie deswegen keineswegs — «und er machte sie alle gesund».

Ist es verwunderlich, dass ihm viel Volks nachfolgt? Das Volk, die Leute, der «uomo qualunque», das kinderreiche Proletariat, der führerlose Pöbel, die anonyme Masse und wie die seltsamen Kosenamen alle heissen, die man im Verlauf der Jahrtausende dem Volk angehängt hat, das Volk der Mühseligen und Beladenen, das Volk, das seine kleinen und grossen Kreuze trägt, sucht nicht gleich den Himmel, das Gottesreich und den messianischen Endzeitkönig, sondern ein bisschen Lebensglück, ein wenig Stillung unbefriedigter Sehnsüchte, Erfüllung unterdrückter Wünsche, ja Befriedigung verdrängter Gelüste. Und dieses Volk spürt mit seinem für kleine Menschenfreundlichkeiten so seltsam wachen Instinkt: Hier ist endlich einer, der nicht enttäuscht. Der kann uns glücklich machen. Wenn einer, so der. So sieht das Volk in ihm den endlichen Überwinder all des Ungemachs, welchem bekanntermassen das «Volk» hilflos und hart preisgegeben zu sein pflegt. Kein Zweifel, es deuten in diesem kurzen Vorbericht alle Zeichen darauf

hin, dass die Leute, die sich herzdürsten, in Jesus den Glückbringer, den Glücksmacher sehen. Wer kann das dem Volk verargen? Wenn einer, so beachtet Jesus all die nach Licht und Befreiung gereckten Hälsen, heisst es doch einmal ausdrücklich von ihm: «Da Jesus das Volk sah, jammerte ihn ihrer, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.»

Sollte sich der Herr über einen solchen Überschwang von Zutrauen und Erwartung nicht herzlich und ungeteilt freuen? Gewiss, er bringt das Glück. Wenn einer nicht enttäuscht, so er. Gewiss, er ist der Glücksmacher. Und doch befällt ihn schon in jenen ersten Zeiten seines Hervortretens eine gewisse Besorgnis. Hat mich das Volk verstanden? Kann es mich verstanden haben? Wer versteht mich überhaupt? Würde der Massenzustrom andauern, wenn das Volk eine Ahnung davon hätte, wohin Jesu Weg des Gehorsams führen wird? Was wird das Volk sagen, wie wird es sich benehmen, wenn es eines Tages merkt, wie das Glück aussieht, das zu bringen der Erlöser in die Welt gekommen ist? Wenn es dann innewird, dass er nicht bloss gekommen ist, um «allerlei» Gutes zu bringen und «mancherlei» Unangenehmes zu überwinden, sondern das Eine, das not tut, die Vergebung der Schuld und das ewige Leben — wird dann dieses Volk nicht rufen: «Kreuzige ihn!»?

Weil dem so ist, darum darf, kann der Herr das wenn auch noch so begreifliche Glücksverlangen des Volkes nicht ungeklärt und unbereinigt lassen.

«Da er aber das Volk sah, ging er auf einen Berg und setzte sich.» Auf einen Berg gehen ist damals ähnlich wie in die Wüste gehen, eine Absetzbewegung, Rückzug, Flucht vor den Menschen. Es ist das erste, aber nicht das letzte Mal, dass solch ein Sichrarmachen von Jesus berichtet ist. Auch nach der Speisung der 5000 entzieht er sich fluchtartig auf einen einsamen Berg. Damit erschwert der Herr, offenbar

mit Absicht, dem vielen Volk den Zugang zu ihm. Auf alle Fälle wirbt er nicht um die Volksmassen, sondern hält es im Gegenteil für nötig, durch erschwerende Umstände Distanz zu schaffen. Mit seinem Rückzug auf den Berg tritt unter den Leuten, die sich zu ihm drängen, sozusagen von selber eine gewisse Sichtung ein. Es werden ihn nun nicht mehr alle finden. Schon der zurückzulegende Weg wird einen Grossteil des Volkes ausscheiden und die Zahl seiner Zuhörer verkleinern.

«Und seine Jünger traten zu ihm.» Unter den ihm noch verbliebenen Zuhörern werden jetzt seine Jünger besonders erwähnt. Damit sind nicht nur die paar wenigen, die im strengen Sinn seine Apostel heissen, gemeint. Wir wissen über die Zwölfe hinaus von einem weiteren Jüngerkreis, einmal werden deren Siebzig genannt. Sicher ist auch noch Volk dabei, heisst es doch am Schluss der Bergpredigt, das zuhörende Volk habe sich über seine Lehre entsetzt.

Hier auf dem Berg, es wird ausdrücklich hervorgehoben, widmet er sich der Lehre, das Heilen tritt hier offensichtlich zurück. Hier gibt er den Jüngern und dem restlichen Volk, das ihm bis da hinauf gefolgt ist, Aufschluss über den Anbruch seiner Herrschaft. Die Bergpredigt ist Reichspredigt. Dabei ist höchst bemerkenswert, wie er seine Botschaft vom Reich einleitet. Gewaltig fängt diese Rede an. Er schickt ihr die so genannten Seligpreisungen voraus. Das ist jene geistesmächtige Reihe der acht Sprüche, die im Urtext anfangen mit dem Wort «makarios». Dies Wort ist beinahe nicht übersetzbar. Luther übersetzt es mit «selig», was aber im heutigen Hörer viel zu sehr die Vorstellung des Lebens erst nach dem Tod erweckt. Im Urtext heisst es ganz einfach «glücklich», was aber nun umgekehrt zu ausschliesslich diesseitig missverstanden würde. «Glückselig» wäre richtig, wenn nicht auch dieses Wort bereits wieder durch den Gebrauch abgegriffen und flach getreten wäre. Vor allem besteht natürlich die Gefahr, dass man das

«selig» mit Seele in Zusammenhang bringt und es deswegen sogar falsch schreibt. Jeder Primarschullehrer hat seine liebe Not, seinen Schülern beizubringen, dass «selig» und Seele aus zwei verschiedenen Wortwurzeln stammen. «Selig» kommt von der althochdeutschen Silbe «sal», das heisst Geschick, kann beides bedeuten, Freundliches oder Widriges, Glück oder Unglück. Die Silbe ist uns noch vertraut aus den altertümlichen Wörtern Schicksal, Drangsal, Trübsal, aber auch Labsal. Durch die Wahl des Wortes «makarios» gibt der Herr jedenfalls zu verstehen, dass er das Glücksverlangen des Volkes weder verachtet noch verurteilt. Glück will er ihnen bringen, nichts von dem, was die Leute unter «Glück» verstehen, soll dabei zu kurz kommen. Es soll nicht ein blosses, es soll nicht ein verkürztes, es soll nicht nur ein jenseitiges, nicht ein Schmalspurglück sein, nein, es wird das Jenseitige und das Diesseitige umfassen. Dies Glück soll auch nicht nur der Seele wohl tun und den Leib verkümmern lassen, denn auch der Leib ist Gottes Geschöpf. Kurz, es wird ein Glück im vollsten Sinne des Wortes sein, und doch ein anderes, als was wir gemeinhin «Glück» nennen. So nimmt der Herr in den Seligpreisungen den Glückshunger der Menschen in seine königliche Hand und will mit den acht gewaltigen Worten sagen: Glücklich wollt ihr sein? gut! Ich will euch glücklich machen, will euch sagen und zeigen, was Glück, was glücklich sein heisst. Es wird ein Glück besonderer Art sein, wie es seinesgleichen auf Erden nicht gibt, das Glück, das aus keiner anderen Hand als aus der des Erlösers den Menschen zukommen kann. Es wird ein Glück derer sein, die glauben, dass derjenige, der da auf dem Berge lehrt, der Bevollmächtigte, der vom Vater Gesandte ist: Das Glück der mit Jesus angebrochenen Gottesherrschaft.

Und so sagt er achtmal hintereinander: «Glücklich sind — selig sind —». Wir wollen uns die acht Worte über das, was im Reiche Gottes Glück heisst, näher ansehen. Zu-

nächst nur noch eine Bemerkung über die Form der einzelnen Worte: Jeder Spruch besteht aus zwei Teilen. Die erste Hälfte erwähnt jeweils diejenigen, welche Christus glücklich, selig nennt, die zweite enthält eine Verheissung. Sechsmal weist diese Verheissung ausdrücklich in die Zukunft; die Zukünftigkeit dieses besonderen Glücks wird somit stark hervorgehoben. Und doch geht es nun wiederum nicht an, das Reichsglück Gottes nur in die Zukunft zu verweisen, denn mit dem Anbruch des Reiches hat die Zukunft schon begonnen, sie ragt in die Gegenwart herein. In der ersten und in der letzten der Seligpreisungen ist die Verheissung gegenwärtig: «denn ihrer *ist* das Himmelreich». Das Glück, das der Herr und König ansagt und bringt, umfasst somit den Leib und die Seele, das Diesseits und das Jenseits, die Gegenwart und die Zukunft, es ist das umfassende, das vollkommene Glück. In der nachfolgenden Besinnung wird es sich darum handeln, die hier auf Schritt und Tritt drohende platonische Verkürzung aufs Jenseits, auf die Seele, und auf die Zukunft, beharrlich zu vermeiden; denn nirgends hat die «Vergriechung» des Neuen Testaments (Martin Buber) so verheerende Spuren hinterlassen wie in der Auslegung der Seligpreisungen. Der Sachkundige unter den Lesern wird in der vorliegenden Arbeit einen Versuch erkennen, von Plato zurück zu den biblischen Evangelien zu gelangen. Eine weitere, die Form der acht Sätze betreffende Vorbemerkung bezieht sich auf die Seliggepriesenen. Man hat es unternommen, hier zwei Reihen zu unterscheiden (K. Barth, Kirchliche Dogmatik IV<sub>2</sub>). Die eine Reihe bezeichnet das Dransein und Erleiden gewisser Menschen, die andere bezieht sich mehr aufs Tun und Verhalten. Die Armen, die Leidtragenden, die Sanftmütigen, die Hungernden und Verfolgten sind die Dulder — die Barmherzigen, die Herzensreinen und die Friedensstifter die Täter. Indes ist klar, dass diese Einteilung in Dulder und Täter nicht durchgehend vollziehbar ist.

## Den Armen das Himmelreich

*Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. Matthäus 5,3*

Geistliche Armut ist eine Not. Es geht nicht an, diese Tatsache hurtig fromm zu verharmlosen und zu behaupten, sie sei in Wirklichkeit gar nicht so schlimm, richtig verstanden sei sie lauter Seligkeit und Himmelreich. Nein, es ist uns gerade auch hier nicht erlaubt, sauer süß zu nennen. Genau so wie später Leid, Hunger und Verfolgung, ist geistliche Armut eine solche Not, dass sie von dem, der sie erleidet, nicht als wünschenswert empfunden wird. Aber nun spricht der Herr dem geistlich Armen tatsächlich die Seligkeit, das Glück des Himmelreichs zu! Es ist das eine Aussage von derselben Majestät, wie wenn er jenem Gichtkranken, der ihm zu Füßen liegt, zuruft, dass ihm seine Sünden vergeben sind und dass er sein Bett nehmen und heimgehen soll. Es ist der Herr, der hier die vollmächtige Verfügung trifft, dass die geistlich Armen selig sind und das Himmelreich ihnen gehört. Eine Zusage, die herausfordert. Man ist damit vor die steile Frage gestellt, ob man das glaubt. Man könnte hier auch nicht glauben, könnte Christus die Zuständigkeit und Vollmacht, solches auszusprechen, aberkennen. Aber wir sind jetzt aufgerufen, es mit ganzem Herzen, mit ganzem Gemüt und aus allen unseren Kräften zu glauben, dass die geistlich Armen selig sind. Es kommt also nicht auf den Zustand dessen an, zu dem hier geredet wird, umso mehr aber auf die Vollmacht dessen, der hier sagt: «Selig sind — das Himmelreich ist ihr.»

Wenn diese Seligpreisung eine Redensart und allgemeine Wahrheit wäre, ohne dass Christus dahinter steht, dann wäre sie gegenstandslos. Beim Nachdenken über dieses erste der acht Worte kommt einem jener Betteljunge in den Sinn, den Gottfried Keller in seinem Gedicht «Der Tauge-

nichts» uns schildert. Dieser hat in einem Herrschaftsgarten ein Beet blühender Hyazinthen entdeckt. Von dem Anblick ist er so hin, dass er nicht davon loskommt. Aber die Blumen blühen hinter einem Eisengitter, und das Tor ist zu. Schliesslich schleicht sich der Junge hinein und stiehlt sich eine der Blumen — «und selig war ihr Duft», so selig, dass er Hunger und Durst und die Stockhiebe seines Erzeugers, der lieber etwas unter die Zähne gehabt hätte statt Blumen, auf sich nimmt. Glückseligkeit — Himmelreich — für uns Blumen hinter Gitterstäben. Sie blühen im höchsten Herrschaftsgarten, in welchen einzudringen auch dem behendesten Betteljungen nicht gelingen wird, denn der Eingang zu diesem Garten ist bewacht durch «die Cherubim mit dem blossen, hauenden Schwert». Glückseligkeit, Himmelreich, das ist es ja eben, was verloren ist. Es gibt keinen Weg dorthin zurück. Die Engelwache mit dem blanken Schwert ist stark. Und nun dieser ungeheuerliche Zuspruch! Grosse Versprechen — sind sie nicht alle verdächtig? Sind es nicht die falschen Propheten, die stark sind im Versprechen, die das Paradies auf Erden an die Wand malen und das Blaue vom Himmel herunter rühmen? Die Glückseligkeit, das verlorene Paradies könnte uns nur einer wirklich versprechen, dem es gelänge, durchs bewachte Tor an den Cherubim vorbei zu uns herauszugelangen und uns zu bringen, was wir nicht haben. Das müsste einer sein, der mehr wäre als ein Mensch und stärker als die Engel. Kann das ausser dem, der hier redet, einer sein? Christus der Sohn ist zu uns herausgekommen. Nur in seinem Mund ist die Zusage der Glückseligkeit und des Himmelreichs unverdächtig. Und — sagen wir es gleich vorweg: Der Durchbruch vom Paradies zu uns heraus, an den bewaffneten Cherubim vorbei, vollzog sich nicht reibungslos. An dem Wort, das die geistlich Armen selig spricht und ihnen das Himmelreich zusagt, klebt das Blut des Karfreitags. Es bleibt dabei: Das hier Versprochene



hängt ganz und gar an der Person und am Werk des Erlösers. Glückseligkeit und Himmelreich sind nur durch Christi Vermittlung erhältlich. Wer seine Hand darnach ausstreckt, ist christusbedürftig.

Es gibt darum für uns nichts, das bedauerlicher, ja gefährlicher wäre, als wenn es uns gelänge, ohne Christus glücklich zu sein. Und dies gefährliche Kunststück gelingt nun erfahrungsgemäss den Reichen besser als den Armen, den Reichen vorab, ihnen, die sich allerlei Ersatzhilfe und Erlösungersatz zu leisten vermögen. Dabei ist gleich vorzumerken, dass nicht nur der geistliche, sondern auch der materielle Reichtum diese Gefahr in sich birgt. Auch Lukas ist hier anzuhören, der das Wort in der kürzeren Form überliefert: «Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr.» Und «Weh euch ihr Reichen —»! Wir wollen nicht übersehen, dass Christus immer und immer wieder vor Zweierlei als vor besonderen Gefahren warnt; vor dem «geistlichen Reichtum» und vor dem Mammon, also vor dem Besitz jeglicher Art: «Hütet euch vor dem Geiz, denn niemand lebt davon, dass er viele Güter hat.» Die Reichen jeglicher Art haben es schwer, ins Himmelreich zu kommen, so schwer wie es ein Kamel hat, durch ein Nadelöhr zu gelangen. Und: «Sehet zu, hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer», vor dem geistlichen Reichtum.

Dagegen spricht er hier den geistlich Armen das Himmelreich zu. So wie jede Art von Besitz uns ein Hindernis sein kann, so kann jede Art von Bedürftigkeit uns ein Wegbereiter, ein Zuchtmeister zu Christus und seinem Reich hin werden. Sehen wir uns nun diese seliggepriesene Armut, so wie die Bibel sie uns darstellt, noch etwas genauer an:

A. Das wörtliche Verständnis. Gemeint ist hier bestimmt auch schon die gewöhnliche Armut an Verstand, der Mangel an Gescheitheit, vor allem auch an Schulung, Bildung und Kultur. Wir denken da vorab an Jesu Lob-

preis: «Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, dass du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, aber den Unmündigen hast du es offenbart.» Mit diesen Unmündigen und Abhängigen sind diejenigen gemeint, die um ihrer schwachen Verstandesgaben willen verachtet sind. Der Volksmund redet grausam von ihnen, höhnt über die «heilige Einfalt», über die «Unterbelichteten», «Halbschlauen», «Dachgeschädigten». Auch zu Jesu Zeit äusserte man sich höchst verächtlich über das «Landvolk, das nichts vom Gesetz weiss», weil es des Lesens und Schreibens unkundig ist. Mit den geistlich Armen sind sicher auch die Kinder gemeint, von denen Jesus mehr als einmal sagt, dass man sie nicht verachten soll: «Sehet zu, dass ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet; denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel», oder das Drohwort: «Wer der Kleinen einen ärgert, dem wäre besser, dass ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er ersäuft würde dort, wo das Meer am tiefsten ist.» Am Tage seines Einzugs in Jerusalem, da die Bildungsschicht, die Tonangebenden, abseits stehen, während vor allem die Jugend ihn begeistert begrüsst, kommt ihm das Wort aus dem achten Psalm in den Sinn: «Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir ein Lob zugerichtet.» Die Unmündigen glauben an ihn. Wir denken an die ergreifende Szene, da die Jünger den Müttern wehren wollen, ihre Kinder zu ihm zu bringen: «Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich.» Grad ihnen, den Unmündigen, den Beschränkten, den Schwachen im Geist, kann das Himmelreich besonders nahe sein, während den Weisen das Verständnis fürs Gottesreich just durch ihre Klugheit erschwert ist. Wir beachten das Fragezeichen, das Christus damit zu dem, was wir unser Bildungsideal nennen, setzt. Jener Vater fände jedenfalls die Zustimmung Jesu nicht, der sich dem Schul-

inspektor gegenüber geäußert haben soll: Es wäre ihm lieber, sein Kind wäre schlecht statt dumm. Hierher gehört jene Geschichte aus den Aufzeichnungen des Rabbi Baalschem, die wir der Feder Martin Bubers verdanken. Sie erzählt von einem Vater, der es zum erstenmal wagt, seinen beschränkten Sohn ins Bethaus mitzunehmen, der im feierlichsten Augenblick anfängt, aus Leibeskräften auf seiner Hirtenpfeife zu blasen, weil auch er, der die Gestalt der Buchstaben nicht unterscheiden kann, auf seine Weise Gott loben und preisen will. Der Dienst tuende Rabbi aber hat die Gnade, den einfältigen Jungen nicht hinauszujagen, weil er ahnt, dass es sich hier um jene heilige Einfalt handelt, die dem Ewigen besonders wohl gefällt. Gott wertet die Menschen bestimmt nicht nach ihren Schulzeugnissen, noch nach ihrer kulturellen Tüchtigkeit. So kann man das Wort wörtlich verstehen: «Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.» Indirekt nimmt Paulus in der Art, wie er die Christen in Korinth schildert, dieses wörtliche Verständnis der Seligpreisung der Schwachen im Geiste auf. Was dort steht, kommt einem vor wie eine Illustration zu diesem ersten der acht Worte: «Sehet an, liebe Brüder, eure Berufung: Nicht viele Weise nach dem Fleisch, nicht viele Gewaltige, nicht viele Edle sind berufen, sondern was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, dass er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, dass er zu Schanden mache, was stark ist. Und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, und das da nichts ist, dass er zunichte mache, was etwas ist, auf dass sich vor ihm kein Fleisch rühme.» (1.Korinther 1,26-29). Hier ahnen wir etwas von der umstürzenden, still und machtvoll revolutionären Kraft dieser Seligpreisung der geistlich Armen. Es ist nicht Abwertung noch Entwertung, wohl aber Umwertung aller Werte, die sich hier vom

Reiche Gottes her ankündigt. Die Hierarchie unserer Werte kommt hier sichtlich ins Wanken.

B. Das moralisch-religiöse Verständnis. Die geistliche Armut hat tatsächlich neben der begabungsmässigen und besitzmässigen noch eine zweite Seite, eine moralisch-religiöse. Nicht nur der Schwachbegabte und der Unbegüterte wird hier vollmächtig selig gepriesen, sondern auch der moralisch Gesunkene und der religiös Fernstehende. Wir denken an Jesu zähe und ununterbrochene Auseinandersetzung mit Israel und seinen Führern, mit den moralisch Hochstehenden und religiös Reichen, mit den Priestern und Schriftgelehrten, vor allem mit den Pharisäern unter ihnen. Auf Schritt und Tritt weist Jesus hin auf die Stiefkinder der Gesellschaft, und das sind damals die Zöllner, die Dirnen und die Heiden. Beim Gastmahl des Pharisäers glaubt eine stadtbekannte Dirne an ihn, während der Pharisäer Simon ihm die kalte Schulter zeigt. Im Gleichnis von den beiden Betern im Tempel weist Jesus drauf hin, dass «der Zöllner gerechtfertigt hinab geht», vor dem moralisch und religiös überragenden Pharisäer. Der Zöllner hat vor Gott nichts zu rühmen, er ist geistlich arm, ist auf die Gnade geworfen, darum gilt die erste Seligpreisung ihm. Seltsam ist dabei, dass die Zöllner in der Regel materiell nicht zu den Armen gehören. Das sehen wir anlässlich der Rettung des Zachäus, jenes Oberzolleinnehmers von Jericho, der aus der Gefangenschaft seines Besitzes befreit wird. Das Volk murren, dass Jesus zu einem Zöllner geht; aber der Herr erklärt: «Heute ist diesem Hause Heil widerfahren.» Weil Zachäus ein geistlich Armer ist, darum wird ihm das Glück des Himmelreichs zugesprochen. Zu den Dirnen und Zöllnern kommen als Dritte die Fernstehenden, die Samariter und Heiden, die auf der Landstrasse und hinter den Zäunen, Israels Zaungäste. Ausgerechnet die falschgläubigen Samariter, ja die Ungläubigen und Heiden sind zur Glückseligkeit des Himmel-

reichs berufen. Von den zehn geheilten Aussätzigen ist der einzige, der umkehrt und Jesus dankt, ein Samariter. Im Gleichnis gehen Priester und Levit am Verunglückten vorbei; der sich seiner annimmt aber ist ein Samariter. Die Samaritanerin am Jakobsbrunnen schenkt ihm Glauben, denn sie ist eine geistlich Arme. Und ähnlich steht es um manche Heiden. Jener römische Offizier, dessen Knecht krank ist und der dem Herrn sagen lässt: «Ich bin's nicht wert, dass du unter mein Dach kommst, sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund», gehört zu den geistlich Armen, denen der Herr die Glückseligkeit des Himmelreichs zuspricht.

So sieht der Herr bei vielen sittlich Gefallenen und religiös Fernstehenden die Verheissung seiner ersten Seligpreisung in Kraft. Sie sind die Kranken, die den Arzt nötig haben, während die Reichen, Starken, Begabten und Gesunden des Arztes nicht bedürfen. Wir erinnern in diesem Zusammenhang an das Wort von den Ersten, die Letzte, und von den Letzten, die Erste sein werden, das nicht weniger als unter drei verschiedenen Malen von Christus berichtet ist. Blumhardt hat jedenfalls recht, wenn er zu dieser ersten Seligpreisung bemerkt, «es gibt viel mehr geistlich Arme, als man meint». Wir sind hier aufgefordert, die Fernen hinzu zu rechnen und hinein zu glauben in die Schar derer — Gott allein kennt ihre Zahl —, von denen hier der Herr majestätisch und vollmächtig sagt: «Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.»

Das Himmelreich! In unserer abendländischen Frömmigkeit riecht diese Verheissung des ersten und des letzten der acht Worte nach Weltflucht und Treulosigkeit der Erde gegenüber. Derjenige aber, der hier den Armen das Himmelreich verheisst, hat dieses Reich vom Himmel auf die Erde gebracht. Hier, mitten unter uns, ist mit der Menschwerdung Christi die Gottesherrschaft angebrochen. Wenn in der ersten und letzten Seligpreisung das Himmel-

reich, in der dritten aber das Erdreich verheissen wird, dann ist das für uns kein Anlass zum sattsam bekannten Stockwerkdenken, wohl aber zum Glauben an die Anwesenheit und Gegenwart des Himmels in dieser Welt und Zeit. Dem Herrn der Seligpreisungen ist gegeben alle Gewalt sowohl im Himmel als auch auf der Erde. Und er hat uns beten gelehrt, dass der Wille des Vaters geschehe dort und hier. Man beachte doch auch die Gegenwartsform: Ihrer *ist* das Himmelreich. So wahr uns die Unservaterbitte «Dein Reich komme» an die Zukünftigkeit dieses Reiches erinnert, so wahr hat in Christus und in der Ausgiessung des Heiligen Geistes die Zukunft des Reiches schon begonnen. Fleisch und Blut können zwar das Reich Gottes nicht erben, und der Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Vater im Himmel, und doch ist seit Weihnacht und Pfingsten Kontakt mit dem ewigen Reich möglich. Vergängliches vermag Ewiges nicht zu fassen, aber in Christus will das Ewige sich Vergänglichem mitteilen. Wenn ein lebendiges Wort in ein Menschenherz fällt und hier unter der Wirkung des Heiligen Geistes anfängt zu keimen wie ein Samenkorn im guten Erdreich, dann hat Ewigkeit, dann hat Himmelreich in diesem Menschenleben angefangen Wirklichkeit zu sein.

Und nun sind es die Armen, die Menschen, die seelisch und körperlich, geistig oder materiell, physisch oder moralisch auf dem Nullpunkt sind, denen der Herr sein Reich verheisst. Im Reiche Gottes ist die Armut ein Geheimnis besonders heller Art. Das Tor, der Eingang zum Himmelreich ist die Gnade des Nullpunkts.

## Tröstung den Hinterbliebenen

*«Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.» Matthäus 5,4*

Wörtlich heissen sie die Trauernden; gemeint sind somit diejenigen, von denen wir sagen, dass sie «ins Leid gekommen sind», ins Leid durch Todesfall in der Familie. Und ihnen wird Glückseligkeit zugesagt, Tröstung in Aussicht gestellt! Das kann auch hier nicht anders denn als vollmächtige Zusage und Verfügung Christi verstanden werden. Wenn der Tod anklopft und Unglück hereinschlägt, steht das ganz andere Glück der Gottesherrschaft vor der Tür. An den Leidtragenden, an den durch den Tod Gedämpften und Gedeimühten will der Herr seine Allmacht verherrlichen.

Und nun stösst man in Kreisen gläubiger Christen hier und da auf die Ansicht, Trauer und Tränen bei Todesfall seien eines wahren Christen unwürdig. Die Bibel sowohl des Alten wie des Neuen Testaments aber kennt und anerkennt im Gegensatz zu solch unmenschlicher Frömmigkeit die Trauer und die Klage über den Tod. Gerade weil der Tod als Feind überwunden ist, wird er hier ganz ernst genommen. Wir nehmen zur Kenntnis, was schon im ersten Mosesbuch von einem Todesfall berichtet ist: «Sara ward 127 Jahre alt und starb in Kiriath Arba, das Hebron heisst, im Lande Kanaan. Da kam Abraham, dass er sie beklagte und beweinte. Danach stand er auf von seiner Leiche und redete mit den Kindern Heth und sprach: Ich bin ein Fremder bei euch; gebt mir ein Erbbegräbnis bei euch, dass ich meinen Toten begrabe, der vor mir liegt.»

Solcher Trauer um einen Toten kann wohlthuend hemmungslos der Lauf gelassen werden. Adolf Schlatter hat sicher recht, wenn er feststellt: «Israel starb schwer, und die Totenklage war leidenschaftlich.» umso bemerkenswerter

ist die Tröstung, die auch Israel schon kennt: «Da stand Hiob auf und zerriss sein Kleid und raufte sein Haupt und fiel auf die Erde und betete an und sprach: Ich bin nackt von meiner Mutter Leibe gekommen, nackt werde ich wieder dahinfahren. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.»

Tröstung, ja ganz besondere Aufmerksamkeit und Beistand ist im ganzen Alten Testament den bei Todesfall Hinterbliebenen, den Witwen und Waisen, zugesagt; aber auch im Neuen Testament werden die Wunden, die der Tod schlägt, ernst genommen. Wir denken an die Witwe, die ihren einzigen Sohn verliert, von der es heisst: «Und da sie der Herr sah, jammerte ihn ihrer.» Von Stephanus, dem ersten Blutzeugen, den die junge Christengemeinde zu beklagen hat, vernehmen wir: «Es bestatteten aber Stephanus gottesfürchtige Männer und hielten eine grosse Klage über ihn.» Und kurze Zeit später hören wir von der tiefen Trauer um Tabea, die Gemeindediakonisse von Joppe: «Und als Petrus hingekommen war, führten sie ihn hinauf auf den Söller, und traten um ihn alle Witwen, weinten, zeigten ihm die Röcke und Kleider, welche die Rehe gemacht hatte, als sie noch bei ihnen war.» Machtvolle Tröstung ereignet sich jedesmal, wenn Jesus durch eine Totenerweckung das Zeichen der angebrochenen Gottesherrschaft aufrichtet. In Troas, wo der Knabe Eutychus aus dem dritten Stockwerk zu Tode stürzt, worauf Paulus ihn ins Leben zurückrufen darf, heisst es: «Sie brachten aber den Knaben lebendig und wurden nicht wenig getröstet.»

«Denn sie sollen getröstet werden.» Der Trost, um den es bei Todesfall geht, ist im Alten Testament der lebendige Gott. Weil Abraham an Gott glaubt, darum kann er «aufstehen von seiner Leiche», das heisst, von der Leiche seiner Frau. Und weil Hiob an den Ewigen glaubt, darum kann er nach dem Verlust seiner sämtlichen Kinder den Namen des Herrn loben. Im Neuen Bund aber ist der lebendige Gott



offenbar geworden in Jesus Christus. Durch seine Totenauferweckungen erweist sich Christus als Herr über Leben und Tod. Die drei, die berichtet sind, die Auferweckung der Jajrustochter, des Witwensohnes und des Lazarus von Bethanien, sind Hinweise auf Jesu Kampf mit der Todesmacht, aber auch Zeugnisse seines Sieges über den Tod. Dieser Sieg ist endgültig besiegelt im Geheimnis der Ostern. «Jesus ist Sieger.» Der Tod, wie hart und schauerlich seine Untaten noch sind, «Jesus ist Sieger», Sieger an der einen Stelle, wo er selber für seine Person durch seine Auferstehung am dritten Tag den Tod überwunden hat; und dadurch Sieger auf der ganzen Frontlinie: Wer an den Ostersieger glaubt, der trägt im Glauben den Sieg über den Tod in sich und wird, wie Christus ausdrücklich sagt, «leben, ob er gleich stürbe». «Denn sie sollen getröstet werden.» «Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?» «Dass ich mit Leib und Seele, beides, im Leben und im Sterben, nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes, Jesu Christi, Eigentum bin...» (Heidelberger Katechismus). Der Auferstandene ist der einzige Trost in Todesnot. In Christi Ostersieg ist die Verheissung der zweiten Seligpreisung erfüllt. An den Gräbern sollen, müssen, dürfen wir Osterlieder anstimmen.

Und der Ostersieg Christi ist eine entscheidende Etappe der Wiederkunft des Herrn. Von denen, die zuletzt, in der Auferstehung aller Toten, auferstehen werden, ist der Ostersieger der Erstling. Wie eine Schwalbe zwar noch nicht den Sommer ausmacht, aber doch schon den Sommer ankündigt, so ist in dem einen Ostersieger schon der ganze Sieg. Die in Christus gelebt haben und gestorben sind, werden am Jüngsten Tage auferstehen, die einen zum ewigen Leben, die anderen zur ewigen Pein. Was den Tod anbetrifft, stehen wir zuletzt vor zwei biblischen Aussagen, vor einer ersten betonten und einer zweiten, leise und am Rand erwähnten: Der Tod selber wird als letzter Feind

überwunden und abgetan sein. Das ist der Ausblick auf die Vollendung, wie ihn uns das letzte Buch der Heiligen Schrift eröffnet; aber auch schon bei Paulus lesen wir: «Er muss aber herrschen, bis dass er alle seine Feinde unter seine Füße legt. Der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod.» Voll bricht die Tröstung der Leidtragenden herein in den Worten der Apokalypse: «Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.» Freilich, es darf nicht unterschlagen werden, wie wenig selbstverständlich der Eingang in die ewige Glückseligkeit des Himmelreiches ist. Am Rande dieser Herrlichkeit erhebt sich die andere dunkle Möglichkeit, welche die Schrift andeutet mit der Rede vom «anderen Tod», womit offenbar ein potenziertes, ein ewiger Tod gemeint ist. Dieser dunkle Rand aber lässt nur umso heller aufleuchten, was die zweite Seligpreisung verspricht: «Denn sie sollen getröstet werden.»

Zwischen dem Beginn der Wiederkunft Christi am Ostertag und der uns in Aussicht gestellten Vollendung in Herrlichkeit ist nicht eine Leere, das heisst, wir sind während dieser Zwischenzeit in unserer Todesnot nicht allein gelassen. Der Herr bereitet seine Jünger auf sein nahes Ende vor mit der Zusage: «Ich will euch nicht als Waisenkinder zurücklassen, ich will den Vater bitten, dass er euch einen anderen Tröster senden werde, den Heiligen Geist, dass er bei euch bleibe ewiglich.» «Wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt», schreibt Paulus den Römern, «der Geist selbst vertritt uns aufs beste mit unaussprechlichen Seufzern.» Damit fällt auf die Trostverheissung unserer zweiten Seligpreisung noch einmal ein neues grosses Licht. Der Heilige Geist ist in der Lage, er ist fähig und bereit, die

Leidtragenden zu trösten, indem er ihrer Schwachheit aufhilft, indem er ihrem armen Geist bezeugt, dass sie Gottes Kinder sind. Auf diese Trostkraft des Heiligen Geistes ist Verlass. «Denn sie sollen getröstet werden.»

So ist nach der Schrift Gott der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, der dreieinige Gott, unser Tröster. Auf diesen Vollsinn der Trostverheissung weist Paulus hin, wenn er den Korinthern gegenüber sich äussert, ja in den Jubel ausbricht: «Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal, dass wir auch trösten können, die da sind in allerlei Trübsal, mit dem Trost, damit wir getröstet werden von Gott; denn gleichwie wir des Leidens Christi viel haben, also werden wir auch reichlich getröstet durch Christus.»

«Dass wir auch trösten können mit dem Trost, damit wir getröstet werden.» Damit bekommt das Glück, das uns in dieser zweiten Seligpreisung zugesprochen wird, eine Bedeutung nicht nur für uns, sondern für den trauernden Nächsten — auch wir dürfen also trösten!/? Tatsächlich, auch wir dürfen nun Tröster sein, dürfen mithelfen in der Verwirklichung des Versprechens «denn sie sollen getröstet werden». Das heisst, wir dürfen den Trost, den wir selber vom dreieinigen Gott erfahren haben, nun weitergeben an unsere Leid tragenden Brüder. Damit aber stehen wir nun gleich auch schon vor der peinlichen Tatsache, dass dieses unser Trösten wie all unser menschliches Tun leider mit viel Menschlichem Allzumenschlichem belastet zu sein pflegt. Es gibt falschen Trost. Wir verwechseln nicht selten den echten Trost, der uns durch Vater, Sohn und Geist zukommt, mit mancherlei psychologischer Beeinflussung, die wir durch allerlei Trostpillen von kurzfristiger Wirkung zu erreichen suchen. Das ist dann jenes nur zu bekannte, ja berühmte Vertrösten. Es kann uns darum nicht verwundern, dass die grossen unter den

Menschenkennern über alles bloss menschliche Trösten sich sehr vorsichtig, wenn nicht gerade zurückhaltend, geäussert haben:

Jung Stilling, ein vor 100 Jahren viel gelesener religiöser Denker und Schriftsteller, schreibt in seiner Lebensgeschichte von einem jungen Ehepaar namens Wilhelm und Dorothea. Er erzählt von kurzen Jahren glücklichen Zusammenlebens der beiden, und dann vom plötzlichen Zusammenbruch des jungen Glücks, indem Dorothea innerhalb 14 Tagen von einem Fieber dahingerafft wird. Der junge Witwer ist ausser sich vor Leid. Tage- und nächtelang irrt er zuerst in heimatlichen Wäldern herum. Man fürchtet schliesslich um seinen Verstand. Seine Mutter holt all ihre Schätze aus ihrem guten Herzen und aus ihrer gesunden Vernunft, um ihren Sohn zu trösten. Seine zwei Schwestern tun alles Erdenkliche, um den Bruder von seinem rasenden Lückenweh etwas abzulenken. Allen fällt schliesslich das Verhalten des Vaters auf; Vater, ein alter frommer Kohlenbrenner, schweigt. Erst nachdem die Mutter ihn ausdrücklich nach dem Grund seines sonderbaren Benehmens fragt, öffnet der alte Mann den Mund und legt dar, dass er alle menschlich denkbaren Möglichkeiten des Tröstens durchgedacht habe, dass er aber bei tieferem Nachdenken immer wieder zum Schluss gekommen sei, das alles sei ja doch kein Trost. Und da habe er sich halt gedacht, lieber schweigen als falsch und billig trösten.

Dieser einfache Mann hat mehr gekonnt als Kohlen brennen. Dem ist in der Tat so: Lieber schweigen als falsch und billig trösten. Still mitfühlendes Schweigen kann unter Umständen lauter sprechen als ein Schwall von Worten. Wenn je, dann ist getroffenen und blutenden Gemütern gegenüber Reden Silber, Schweigen Gold.

Das weiss auch der andere Menschenkenner, Jeremias Gotthelf, wenn er in «Geld und Geist» vom Trösten

warnend sagt: «Selten weiss ein Mensch, ob er mit seinem Trost Öl oder Wasser ins Feuer giesst.» Menschentrost, auch gut gemeinter, kann tiefer verletzen als Hohn und Spott. Es gibt nun einmal Nöte, die sich nicht durch Sprüche beheben lassen. Und wer sich dem Leidtragenden gegenüber gar zu zungenfertig benimmt, kränkt ihn schon nur damit, dass er den Eindruck bekommen muss, seine Not werde nicht ernst genommen. Schliesslich hebt die Heilige Schrift selber den Finger gegen solch billige Beschwichtigungstechnik. Die Geschichte von Hiob und seinen Trost beflissenen Freunden, die den Getroffenen mit Argumenten bombardieren, redet da deutlich. Der Heimgesuchte antwortet ihnen: «Ihr seid allzumal leidige Tröster.» Damit will er ihnen sagen: Ihr habt gut Sprüche machen, an meinem Platz sprächet ihr anders. Die Geschichte dieses Dulders, der schliesslich seinen Mund in den Staub steckt und in seinem Schmerz stumm auf den Tag wartet, da Gott selber ihn, senkrecht von oben, trösten wird, zeigt uns ein für allemal, dass wir das Geheimnis menschlichen Wehs zu respektieren und die Grenzen unseres menschlichen Tröstens wahrzunehmen haben. Wer über die Schwelle des Leidtragenden tritt, der lasse sich von Pestalozzi lehren, der in seinem Volksbuch «Lienhard und Gertrud» das Kapitel vom Tod der Grossmutter mit den Worten einleitet: «Zieht den Hut ab, Kinder! Es folgt ein Sterbebett.» «Denn sie sollen getröstet werden», gewiss, Gott wird trösten. Wann und wo und wie behält er sich selber vor. Meistens besteht unser menschliches Trösten lediglich darin, dass man glaubensbrüderlich mit dem Leidtragenden auf Gottes Trost wartet und Gott um Tröstung bittet. Es kann nämlich auch sein, dass Gott selber einen Leidtragenden nicht schnellfertig zu trösten gedenkt, will ihm manchmal Zeit lassen. Es ist nicht immer gut, das Blut zu rasch zu stillen. Es gibt Wunden, die bluten müssen. Eigenmächtiges Beschwichtigen und Drüberhinweghelfen kann Sünde sein.

Und nun verpflichtet uns empfangener Trost nicht nur den Leidtragenden, sondern auch Gott gegenüber. Der dreieinige Gott beansprucht die Ehre, der allein wahre Tröster zu sein. Diese Ehre lässt Gott sich nicht ungestraft schmälern. Und just da, wo der Tod hereinbricht, besteht besonderer Anlass, Gottes alleinige Ehre zu bedenken. Gewiss, «Jesus ist Sieger»; aber nun erhebt bekanntlich seine Majestät, der Tod, den Anspruch auf Sieg. Der Tod will Jesus die Ehre, Sieger zu sein, nicht lassen; er selber will letzter Sieger sein. Und schliesslich ist es eine der merkwürdigsten Erfahrungen, dass auch seine Majestät, der Tod, über gewisse Trostmittelchen verfügt, die er denen, die ihm die Ehre geben, grosszügig gewährt. Auch der Tod selber wird so zum leidigen Tröster. Und wir Menschen sind weithin anfällig gegen diese Versuchung und sind bereit, uns mit dem trügerischen Todestroht zu begnügen. Manche, ich glaube nicht zu übertreiben, die überwiegende Mehrzahl der Leidtragenden erwartet vom Dienst der Kirche bei der Abdankung nicht den guten, allein wirklichen Christenrost, sondern die falsche Todeströstung. Die Grösse des Leichengeleites, die Zahl der Kränze und der Fahndeleationen, die ehrenden Nachrufe, die ganze, durch Musik noch angereicherte Feierlichkeit ist es, womit sich die meisten Leidtragenden über ihren Schmerz hinwegtrösten. So entsteht ein regelrechter Totenkult. Totenkult ist und bleibt Heidentum. Nirgends wie in unserem Abdankungs- und Bestattungswesen kommt es aus, wie gründlich unser Abendland von heidnischem Wesen durchsetzt ist. Wo der Gesang der christlichen Gemeinde bei Bestattung nicht mehr Sitte ist, da hält es schwer, ihn einzuführen. Osterlieder, der einzig wahre Trost, werden im Krematorium als Störung, wenn nicht gar als pietätlos und verletzend empfunden. So tief sitzt der Totenkult.

Es fällt auf, wie streng Christus all dieser feierlichen Totenherrlichkeit gegenüber sich verhält und wie eifersüch-

tig er gerade an dieser Einbruchsstelle des Heidentums über der Ehre des Vaters wacht. Wir erinnern an jene Begegnung, da einer, ein Schriftgelehrter, Jesus nachfolgen will. Im Moment, da sein Entschluss zur Ausführung kommen soll, trifft die Nachricht vom Tode seines Vaters ein. Und der Herr sagt dem Leidtragenden: «Lass die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes.» Diese Absage an allen Totenkult wird deutlich bei Anlass der verschiedenen Totenerweckungen: «Und als er in des Obersten Haus kam und sah die Pfeifer und das Getümmel des Volks, sprach er zu ihnen: Weichet! denn das Mägdlein ist nicht tot, sondern es schläft. Und sie verlachten ihn. Als aber das Volk hinausgetrieben war, ging er hinein.» So muss bei Anlass der Auferweckung der Jajrustochter, es weist alles darauf hin, ein regelrechter Kampf gegen den Totenkult stattgefunden haben. Aber noch deutlicher ist das der Fall bei der Auferweckung des Lazarus: «Als Jesus sie (Maria) sah weinen und die Juden auch weinen, die mit ihr kamen, ergrimmte er im Geiste und betrückte sich selbst und sprach: Wo habt ihr ihn hingelegt?» Und wie das Trauerfest immer höhere Wellen schlägt — Jesus spürt förmlich die Schadenfreude der Juden, die von Jerusalem herübergekommen sind, um sich an seinem Unvermögen zu weiden —, da, heisst es, «da ergrimmte Jesus abermals in sich selbst und kam zum Grabe». Dieser Grimm geht gegen den Totenkult; es ist die Allmacht des Todes, die dadurch angebetet wird. Von den Klagefrauen in der Totenkammer der Tabea in Joppe weiss die Apostelgeschichte zu berichten: «Da Petrus sie alle hinausgetrieben hatte, kniete er nieder», und nach der Totenerweckung des Eutyclus in Troas sagt Paulus: «Machet kein Getümmel, denn seine Seele ist in ihm.» So ist die Heilige Schrift allem Totenkult und falschen Trost gegenüber, der darin enthalten ist, ablehnend. Wer den Trost anderswo sucht, sucht am dreieinigen Gott vorbei.

Auch Dostojewski warnt vor falschem und hurtigem Trösten. Er lässt in seinen «Gebrüder Karamasoff» den frommen Staretz jener Mutter, die um ihren einzigen Sohn Leid trägt, das auffällige Wort sagen: «Gib dich nicht zufrieden, Weib, tröste dich nicht und lass dich nicht trösten, sondern weine; nur wisse in jeder Stunde, in der du weinst, dass dein Sohn einer der Engel Gottes ist, dass er von dort auf dich niederschaut und sich deiner Tränen freut und sie Gott dem Herrn zeigt...»

Glücklich sind, die da Leid tragen, sich nicht selber trösten und sich nicht zu hurtig trösten lassen, sondern den Trost von Gott erwarten, in Christus suchen und dem Heiligen Geist zutrauen, dass er zu trösten vermag. Glücklich sind sie, weil sie nicht zu Schanden werden. Christus hält Wort. Auf die Zusage der zweiten Seligpreisung ist unbedingter Verlass.



## Den Gewaltlosen die Erde

*Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Matthäus 5,5*

Das Erdreich! Kein Druckfehler. So steht es da: «denn sie werden das Erdreich besitzen». Wenn man das einem Menschen sagt, der gewohnt ist, seine fünf Sinne normal zu gebrauchen, dann wird dieser geneigt sein, zu erwidern, man solle ihm kein X für ein U vormachen. Dass den Sanftmütigen, den Gewaltlosen das Erdreich gehöre, das stimme nicht nur nicht, das Gegenteil sei der Fall: Das Erdreich gehöre den Gewalttätigen. Es sei mit Händen zu greifen, und man könne es täglich an den fünf Fingern ablesen, dass die Sanftmütigen zu kurz kommen, hintenab nehmen müssen und an die Wand gedrückt werden. Dagegen der Unverschämte und Rücksichtslose komme voran und bringe es zu was, dieser besitze die saftigen Wiesen, die fetten Äcker, die günstige Wohn- und Geschäftslage. Ernst Moritz Arndt hat diese Feststellung in den säuerlich-resignierten Worten ausgesprochen: «Der Stille wird gemieden, der Wilde hat den Sieg.»

Was sagen wir dazu? Oder besser gesagt: Was sagt Jesus dazu? Weiss er, was unsere Alltags Erfahrung mit dem Besitz des Erdreichs anbetrifft, nicht auch Bescheid? Ist der Herr weltfremd? Ein auch nur flüchtiger Blick in die Evangelien zeigt, dass Jesus über die Ohnmacht der Sanftmütigen und über die Allmacht der Rücksichtslosen auf Erden genau im Bild ist. Aber Jesus stellt mit dieser dritten Seligpreisung der Wirklichkeit dieser alten Welt mit ihren «erdrückenden Tatsachen» nun eben die Wirklichkeit der Gottesherrschaft entgegen. Sie ist noch da, diese alte, gefallene Welt; aber allem gegenteiligen Augenschein zum Trotz teilt der Herr uns hier mit, dass die Gewaltlosen das Land erben und das Erdreich besitzen werden, und ebenfalls allem offensichtlichen Tatbestand zum Trotz weiss er,

dass die Brutalen das Land nicht besitzen werden. Das fahle Licht drohender Gerichte fällt hier auf die in den letzten Jahren umlaufende Landkauf-Epidemie. «Der Fürst dieser Welt, wie sauer er sich stellt, tut er uns doch nicht, das macht, er ist gerichtet, ein Wörtlein kann ihn fällen.»

Der Herr lehrt uns hier eben mit den Augen des Glaubens Umschau halten. Was er da aussagt, kann nur im Glauben gehört und bejaht werden. So ist es ein heiliges, trotziges und getrostes Dennoch des Glaubens, das uns aus dieser dritten Seligpreisung entgegenkommt. Er will uns hier durch die Vordergründe in Gottes verborgene Hintergründe «hindurch schauen» helfen. Wir sind nun gefragt, ob wir uns von Christus diese seine Deutung der Weltereignisse und diese seine Einsicht in die Weltverhältnisse wollen schenken lassen. Dabei ist uns klar geworden, bis zu welchem Grad hier alles Bestehende in Frage gestellt ist, wie dynamitgeladen und revolutionär auch diese dritte Seligpreisung ist.

Den radikalsten Widerspruch erfährt hier die biologische Betrachtungsweise. In der Biologie gilt es als unerschütterliches Naturgesetz, dass im Pflanzen- und Tierreich sich die starken Arten und die kräftigen Exemplare durchsetzen, während ebenso naturnotwendig die Schwachen aller Art ausgemerzt werden. Wer dies biologische Denken vom Pflanzen- und Tierreich auf den Menschen überträgt, für den ist der Schritt zum kalten Glauben an das Recht des Stärkeren nur mehr ganz klein. Der Zarte soll dann untergehen, und der Robuste soll aufkommen, so ist es recht und nützlich. Es war der Nietzsche-Verehrer Mussolini, der gesagt haben soll, er wolle lieber einen Tag als Löwe leben, denn 100 Jahre als Schaf. Aber der Herr sagt steil und anstößig: «Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.»

Diese ganz andere, allem erfahrungsgebundenen und natürlichen Denken so hart zuwiderlaufende Glaubensschau wird von der Bibel Alten und Neuen Testaments vertreten. Ganz vorn in der Bibel begegnen wir jenem seltsamen Handel zwischen dem sanftmütigen Abraham und seinem auf seinen Vorteil so sehr erpichten Neffen Loth. Abraham begnügt sich mit dem, was ihm der andere übrig lässt. Aber Abraham glaubt, Loth rechnet nur. Und Rechnungen anstelle des Glaubens sind in ihrem Endresultat immer falsch. Das muss Loth recht unliebsam erfahren. Er hat in einem Lande Wohnsitz genommen, über das Gottes Gericht beschlossen ist. Loth muss aus Sodom und Gomorrhä fliehen, während Abraham das Erdreich besitzt. Ein halbes Jahrtausend später stösst der gewalttätige Absalom seinen Vater David vom Thron. David beschliesst das Demütigste, was sich für einen David denken lässt, nämlich gewaltlos vor seinem Sohn zu fliehen. Und wie ihm der Mann Simei auf der Flucht Dreck nachschleudert und ihn einen Bluthund nennt, kommt einer der Begleiter des Königs derart in Rage, dass er David um die Erlaubnis bittet, dem Dreckschleuderer den Kopf abzureissen. David aber beschliesst aus dem Geist der Sanftmut heraus: «Lass ihn schelten, der Herr hat ihn geheissen.» Die Geschichte endet so, dass zuletzt der Sanftmütige wieder auf dem Thron sitzt, während sein gewalttätiger Sohn an den Haaren zwischen Himmel und Erde in der Luft hängt — kein Fussbreit Erdboden mehr ist unter Absaloms Füssen!

Aber das kräftigste Bekenntnis zum Glauben der dritten Seligpreisung ist im Alten Testament der 37. Psalm. Dort heisst es nicht weniger als fünf Mal: «Die aber des Herrn harren, werden das Land erben.» «Aber die Elenden (Sanftmütigen) werden das Land erben.» «Denn seine Gesegneten erben das Land.» «Die Gerechten erben das Land und bleiben ewiglich darin.» «Harre auf den Herrn und halte seinen Weg, so wird er dich erhören, dass du das

Land erbest.» Dem gegenüber versagt der Psalm dem Gottlosen dezidiert den Glauben an jeglichen Enderfolg. Siege von Gewalttätern sind immer nur Anfangserfolge. Sie gewinnen Schlachten, aber den Krieg verlieren sie: «Es ist noch um ein Kleines, so ist der Gottlose nimmer; und wenn du nach seiner Stätte sehen wirst, wird er weg sein.» «Der Gottlose bedroht den Gerechten und fletscht mit den Zähnen gegen ihn, aber der Herr lacht sein, denn er sieht, dass sein Tag kommt.» Die Gottlosen brauchten zwar die damals modernsten und gefürchtetsten Waffen gegen die Sanftmütigen, Schwert und Bogen; «aber ihr Schwert wird schliesslich doch immer in ihr Herz gehen, und nicht nur der Bogen, auch die Hand, die den Bogen spannt, zerbricht.» Wohl sind die Feinde der Gewaltlosen «wie eine köstliche Aue», aber «sie werden vergehen, wie ein Rauch vergeht».

Diese Glaubensschau des Alten Testaments zielt auf eine Mitte hin. All die alttestamentlichen Verheissungen sind wie vorlaufende Einspurungen auf einen gemeinsamen Treffpunkt zu. Wer die Aussagen des Neuen Testaments zur Kenntnis nimmt, stellt mit Überraschung fest, wie exakt hier alle Linien bei Christus zusammenlaufen. Christus ist der Sanftmütige, der Gewaltlose. Er ist es, vom Anfang seines Auftretens in der Jordantaufe und nachfolgender Versuchung in der Wüste lückenlos bis zum Tag seiner Kreuzigung. Ausdrücklich als Sanftmütiger ruft er die Mühseligen, die Stiefkinder des Lebens, zu sich: «Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken; nehmet auf euch mein Joch, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.» Bewusst demonstrativ als Gewaltloser reitet er am Palmsonntag auf dem durch Sacharja bezeichneten Reittier des messianischen Friedefürsten, auf einem Esel, in die Hauptstadt ein; nicht auf dem Ross, dem Tier

und Symbol der gewaltsamen Eroberung. Es soll das Wort in Erfüllung gehen: «Saget der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir, sanftmütig, und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen der lastbaren Eselin.» Den beiden Zebedäussöhnen, die ihm nahelegen, er solle Feuer und Schwefel auf die Bewohner der Samariterstadt fallen lassen, weil diese ihm unterwegs nach Jerusalem Quartier und Verpflegung verweigert haben, gibt er den Verweis: «Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?» Der Geist der Gewaltlosigkeit ist es, der Verheissung hat, nicht der Geist gewaltsamer Vergeltung. Anlässlich seiner Verhaftung in Gethsemane schickte sich Petrus zum bewaffneten Widerstand an, Jesus aber befiehlt ihm, sein Schwert an seinen Ort zurückzutun, denn «wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen.» Dazu gehört die Anweisung der Bergpredigt: «Sei willfährig dem Widersacher bald, dieweil du noch mit ihm unterwegs bist», das heisst nachgiebig, nicht auf Selbstbehauptung und aufs eigene Recht bedacht. Hierher gehört wohl auch das Wort vom Darhalten der andern Backe. Im Kasernenhof, von der Soldateska (rohes Kriegsvolk) angespieen und geohrfeigt, bietet er ein Beispiel der Gewaltlosigkeit, indem er die Misshandlung ohne Widerstand, ja ohne ein Wort des Widerspruchs hinnimmt. Welchen Eindruck diese Haltung der Sanftmut auf die Welt macht, wie die alte Welt solches Verhalten beurteilt und einschätzt, wird blutig deutlich am Karfreitagmorgen, wo Pilatus den Verurteilten noch zur Begutachtung dem zuständigen Landesherrn, dem König Herodes, zuspielt: «Herodes aber und sein Hofgesinde verachtete und verspottete ihn, legte ihm ein weisses Kleid an und sandte ihn wieder zu Pilatus.» Herodes ist offensichtlich überzeugt, dass es sich hier um einen Harmlosen handelt, um einen Ungefährlichen, um eine «Unschuld vom Lande». Pilatus und Herodes sind Kinder der Welt, da Gewalt und List zählen. Die Reichsgotteswelt, darin die

Sanftmut eine Macht ist, bleibt ihnen fremd. So vieles sie sonst gegeneinander haben, in dem einen Punkt herrscht unter ihnen Übereinstimmung: Einen Gewaltlosen muss man nicht fürchten, mit einem solchen kann man ungestraft umspringen, wie es einem beliebt. Am Kreuz kommt es schliesslich an den Tag, was dem Sanftmütigen in dieser Welt wartet. Hier ist ihm buchstäblich aller Boden entzogen. Was immer das Erdreich bieten kann, aller Besitz, ist ihm hier genommen. Sogar um sein Kleid wird unterm Kreuz gewürfelt. Nun hängt er, der Gewaltlose, zwischen Himmel und Erde, wie wenn er der gewalttätige Absalom wäre. Er «hatte immer schon nicht, wo er sein Haupt hinlege», jetzt ist sogar das Grab, in das man seinen Leichnam legt, Bodenbesitz eines anderen. Am Kreuz ist nach dem Verständnis dieser Welt die Seligpreisung der Gewaltlosen, die das Erdreich besitzen werden, unwiderfürlich und endgültig widerlegt. Wenn je einer ein Sanftmütiger war, dann er, und wenn je einer kein Erdreich mehr besass, so noch einmal er.

Aber am dritten Tag ereignet sich das tief Erregende: Die Kriegsknechte, die Repräsentanten der Gewalthaber dieser Welt, fallen um, als wären sie tot, und ergreifen in panischem Schrecken die Flucht. Zuletzt aber hören wir den Auferstandenen, wie er seinen Besitz- und Herrschaftsanspruch auf das ganze Erdreich geltend macht: «Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.» Was ihm einst der Versucher anbot, «alle Gewalt und Herrlichkeit der Reiche dieser Welt», wenn er vor ihm niederfalle, das hat ihm jetzt der allmächtige Gott, der Vater im Himmel, gegeben. Dem Ohnmächtigen ist alle Macht, dem bis zuletzt Gewaltlosen ist alle Gewalt auch auf der Erde gegeben. Weil er sich bis zuletzt zu keinem Gewaltakt hinreissen lässt, weil er bis zum letzten Atemzug der Sanftmütige bleibt, darum gehört jetzt das Erdreich ihm. In Christus ist somit in Wirklichkeit die dritte Seligpreisung

nicht widerlegt, sondern bestätigt und erfüllt. Und zuletzt wird er wiederkommen mit «grosser Macht und Herrlichkeit», und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Dann wird jedermann sehen, dass es die Gewaltlosen sind, die das Erdreich besitzen. Bis dahin gilt es das zu glauben. Christsein heisst glauben, dass die Seligpreisung der Sanftmütigen wahr ist. Sie, die keinen Quadratmeter Erde ihr eigen nennen, sie «werden das Erdreich besitzen».

Ein Missverständnis gilt es hier noch zu vermeiden. Sanftmut ist Glaubenssache und nicht eine Auswirkung des menschlichen Temperaments. Wohl gibt es eine Sanftmut aus dem Fleisch, eine Milde des Blutes. Diese kann erbärmlich sein. Das Alte Testament zeigt uns ein abschreckendes Beispiel dieser Form der Sanftmut aus Schwäche. Das ist der alte Priester Eli, für alle Zeiten das Exempel eines schwachen Vaters, der seinen Söhnen die Sünde unwidersprochen durchlässt, der auch dem Bösen, dem Unrecht gegenüber kein Nein aufbringt. Gewaltlosigkeit aus Schwäche aber hat keine Verheissung. Wie immer es mit Christi Temperament bestellt gewesen sein mag, eines ist gewiss: Der Herr ist sanftmütig aus dem Geist. Wo er dem Unrecht begegnet, da reagiert er mannhaft und entschieden. Er ist ein von seinen Gegnern allgemein gefürchteter Diskussionspartner; seine Gegner haben manche Abfuhr einstecken müssen. Wo es um die Sache und Ehre des Vaters geht, ist er unnachgiebig. Es sind kaum je schärfere Worte der Auseinandersetzung mit Gegnern gefallen als diejenigen über die Pharisäer und Schriftgelehrten, die er zu Wiederholten Malen öffentlich als Heuchler bezeichnet. Man lese einmal daraufhin das 23. Kapitel bei Matthäus. Und wo das Haus, da die Ehre seines Vaters wohnen soll, das Bethaus, zum Kaufhaus und zur Mördergrube wird, da macht der Sanftmütige von der Peitsche Gebrauch.

Weil christlich verstandene Sanftmut nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus dem Geiste stammt, darum ist es möglich, dass sanftmütige Naturen wie etwa Johannes als Zeugen der echten Sanftmut, der Sanftmut aus dem Geist, Worte aussprechen und Haltung bekunden können, die an Schärfe nichts zu wünschen übrig lassen. Das Wort Gottes ist auch im Munde einer sanftmütigen Natur «schärfer denn kein zweischneidig Schwert und dringt durch, bis dass es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens». Aber auch das Umgekehrte kann passieren, dass gewalttätig veranlagte Menschen, von Natur heftige Temperamente, wie etwa das eines Petrus und eines Paulus, aus der Vollmacht des Geistes heraus ihre «Lindigkeit kundtun allen Menschen».

Im Galaterbrief zählt Paulus die Früchte des Geistes auf, als da sind: «Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Keuschheit». Christliche Sanftmut ist somit eine Frucht des Heiligen Geistes. Wo in der Gemeinde der Heilige Geist am Werk ist, da wirkt sich das in drei Zeichen aus:

1. Im Glauben. Der aus dem Geist Sanftmütige glaubt, dass die Erde Christus gehört. Dieser Glaube ist, wie wir schon angedeutet haben, ein ständiger Kampf. Die Gewaltlosen sind eine kämpfende Gemeinde. Die Gemeinde Christi erhebt den Anspruch, dass die Erde Christus gehört. Und der Sanftmütige weiss, dass er den Kampf verlieren wird. Er ist, um einen Begriff aus der Sportswelt zu gebrauchen, ein «guter Verlierer». Auch wenn er verliert, ist die Sache doch nicht verloren. Er weiss das vom Herrn der Gemeinde, welcher der grösste Verlierer der Weltgeschichte war und gerade so der grösste Gewinner wurde. «Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen.» Und «wer sein Leben gewinnen will — um jeden Preis gewinnen —, der wird es verlieren».



2. In der Hoffnung. Der aus dem Geist Sanftmütige ist ein Mensch der Hoffnung. Das heisst, er weiss, dass die Zukunft Christus gehört. Das letzte Wort hat Christus. Ende gut, alles gut. Und wer zuletzt lacht, lacht am besten. Darum kann der Sanftmütige warten, warten in Geduld. Das Hoffen und das Warten in Geduld ist in unserer angespannten, ungeduldigen, terminverrückten, neurotischen Zeit ein ganz besonders bedeutsames Geschenk. Der Sanftmütige muss nicht pressieren. Er kann sich Zeit lassen, bis die Früchte des Reiches Gottes reifen. Darum liegt dem Sanftmütigen das Drängen und das Zwängen fern. «Wer beharret bis ans Ende, der wird gerettet werden.» Wo die dritte Seligpreisung in Kraft steht, da ist in Hoffnung wartende Gemeinde.

3. In der Liebe. Die Liebe der Sanftmütigen zeigt sich im Dulden und Ertragen der Mitmenschen. Darum ist die Schar der Sanftmütigen leidende Gemeinde. Sie ist nicht Hammer, der schlägt, sie ist Amboss, der auf sich schlagen lässt. Aber sie weiss bei alledem, dass der Amboss stärker ist als der Hammer. Der schlagende Arm erlahmt eher als der darhaltende Rücken, der sanftmütige Dulder hat einen längeren Atem als der zornmütige Gewalttäter. Das hat sich in der Geschichte des Reiches Gottes je und je erwiesen. Die Liebe der Gewaltlosen behält zuletzt das Feld. Alle, die in der Liebe bleiben, wo immer sie dulden und das Böse mit Gutem überwinden, dürfen sich darauf verlassen. Das ist das Wunder jener Liebe, von der es heisst: «sie ist langmütig und freundlich, sucht nicht das Ihrige, lässt sich nicht verbittern, rechnet das Böse nicht an, sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles, die Liebe höret nimmer auf.»

Diese dritte Seligpreisung ist eine Einladung, zu der im Glauben kämpfenden, in Hoffnung wartenden, in Liebe leidenden Gemeinde zu gehören. «Selig sind die Sanftmü-

tigen, denn sie werden das Erdreich besitzen»; wir haben  
recht gehört — das Erdreich!

## Den nach Gerechtigkeit Hungernden Sättigung

*Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Matthäus 5,6*

Es gibt ein natürliches Gerechtigkeitsempfinden, zumal da, wo es sich um Unrecht handelt, das man durch andere erfährt. Wenn man der Jugend die Geschichte des jungen Mose erzählt, der im gerechten Zorn den ägyptischen Sklaventreiber erschlägt, dann stösst man bei ihr auf besonders waches Interesse. Was erlittene Ungerechtigkeit ist, liegt bereits im Bereich ihrer kurzen Lebenserfahrung. In dieser Hinsicht sorgt offenbar das Leben reichlich für Aufklärung. Wer sich an seine Schulzeit erinnert, der weiss, mit welcher Unerbittlichkeit wir unsere sämtlichen Lehrer in gerechte und parteiische einteilten. Ja, schon das vorschulpflichtige Kleinkind hat ein oft überraschend waches Wissen darum, was gerecht ist und was nicht. So ist das Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit, was erfahrenes Unrecht anbetrifft, dem natürlichen Menschen rein anlagemässig mehr oder weniger eigen. Es ist ein Verlangen nach Genugtuung. Das Gesetz der Blutrache bei primitiven Völkerstämmen war ein besonders kräftiger Ausdruck dieses Hungerns und Dürstens. Der junge Mose, der den ägyptischen Fronvogt ermordet, hat unsere Sympathie. Dem Ägypter, der im Sand verröchelt, geschieht recht; nur schade, dass die Tat dem Freiheitskämpfer sofort auskommt! Dieser naturgegebene Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit kennt auch eine Art Sättigung: Rache ist süss. Die Haltung des jungen Mose ist die des Revolutionärs. Revolutionäre Entladungen pflegen nicht selten von solcher Sättigung, bis zum Blutausch, begleitet zu sein. Gott distanziert sich von dieser gewaltsamen Sättigung des Gerechtigkeitsempfindens, indem er die Revolution zunächst im Sand verlaufen lässt, ist es doch offensichtlich

Gott, der dafür sorgt, dass die Bluttat ruchbar wird; man kann das daraus schliessen, dass es ausgerechnet ein Israelite sein muss, einer vom Volk des Eigentums, der Moses angibt. Und Gott lässt Moses die unmittelbaren Folgen der Gewalttat tragen. Moses muss zunächst den Weg des nicht erfolgreichen Revolutionärs gehen, den Weg in die Bitternis der Emigration. Gott nimmt den Mann, der nichts begehrte als Gerechtigkeit, auf die Seite. Am Rande der Wüste muss er den Dienst der Sanftmut und der Demut üben. Der Revolutionär hütet vierzig Jahre lang Schafe. Aber wenn Gott auch diesen Weg, dieses Mittel der Sättigung des Hungers und Durstes nach Gerechtigkeit, als untauglich ablehnt — das Anliegen, die Gerechtigkeit selber, lässt er nicht fallen. Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit ist dem Gläubigen von Gott nahegelegt, erlaubt, ja geboten. Vierzig Jahre nach der Mordtat steht der Mann Mose wieder vor Pharao, mit dem gleichen Anliegen der Gerechtigkeit; aber das ist nun nicht mehr der gleiche Mose. Es ist inzwischen mit ihm etwas passiert: In der Wüste, beim Dornbusch, der nicht verbrannte, ist ihm Gott begegnet. Die Waffe des Mose ist jetzt nicht mehr die Faust, sondern das Wort. Er hat eine Botschaft zu überbringen. Er handelt jetzt im Auftrag des Gottes, der «das Recht liebhat» und der sagt: «Die Rache ist mein, ich will vergelten.» Bald darauf wird Moses sogar der Vermittler jener ewigen Sätze, die man die Zehn Gebote nennt. Damit lernen wir eine zweite Art Hungerns und Dürstens nach der Gerechtigkeit kennen, und das ist nun die der Beauftragten, der Propheten. Diese haben mitzuteilen, dass es eine göttliche Gerechtigkeit gibt, besser gesagt, einen gerechten Gott, der das Böse straft und das Gute lohnt. Es ist Gott selber, der jetzt durch diese Männer Gerechtigkeit fordert. Wir hören Amos: «Es soll das Recht offenbar werden wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein starker Strom.» Und zwar ist es nicht zuletzt soziale Gerechtigkeit, die Gott

fordert, Gerechtigkeit, die sich als Liebe, als Nächstenliebe auswirkt: «Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten, Liebe üben, und demütig sein vor deinem Gott.» Micha. Noch deutlicher Jesaja: «Lernet Gutes tun, trachtet nach Recht, helfet dem Unterdrückten, schaffet dem Waisenkind Recht, führet der Witwen Sache.»

Die Propheten haben sich im Hunger und Durst nach Gottes Gerechtigkeit verzehrt. Sie litten ausnahmslos alle unter der Verborgenheit der Wege und Zulassungen Gottes. Sie durften die Verwirklichung dieser von Gott geforderten Gerechtigkeit meistens selber nicht schauen. Darum wurden sie von ihren Zeitgenossen nicht begriffen, ja als Narren angesehen. Besonders krass kommt das bei Jeremia zum Ausdruck: «Herr, du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen; du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen; aber ich bin darüber zum Spott geworden täglich, und jedermann verlacht mich. Denn seit ich geredet, gerufen und gepredigt habe von der Plage und Verstörung, ist mir des Herrn Wort zum Hohn und Spott geworden.» Dieser Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit steigert sich bis zum Verlangen nach Gott selber, nach dem verborgenen Gott, vor allem in gewissen Psalmen: «Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, dass ich Gottes Angesicht schaue.» Ja, der Hunger und Durst nach dem gerechten Gott kann sich bis zur Qual äusserster Anfechtung steigern: «Ich aber hätte schier gestrauchelt, und mein Tritt wäre beinahe geglitten, denn es verdross mich, dass es den Gottlosen so wohl ging. Soll es denn umsonst sein, dass mein Herz unsträflich lebt und ich meine Hände in Unschuld wasche? Ich dachte ihm nach, dass ich's begreifen möchte, aber es war mir zu schwer.» Dem notvollen Nachdenken über Gottes verborgene

Gerechtigkeit ist bekanntlich in der Bibel eine ganze Sonderschrift gewidmet, das Buch Hiob.

Diese Forderung und dies Verlangen nach gerechten Zuständen in der Welt geht unvermindert, ja eher noch verschärft, auch durchs ganze Neue Testament. Maria, vom Heiligen Geist bewegt, schildert den kommenden Messias, dessen irdische Mutter sie werden darf, mit den vom prophetischen Hungern und Dürsten erfüllten Worten: «Seine Barmherzigkeit währt immer für und für bei denen, die ihn fürchten. Er übet Gewalt mit seinem Arm und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Er stösst die Gewaltigen vom Stuhl und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen sättigt er mit Gütern und lässt die Reichen leer.» Nicht zu vergessen das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus, in dem Christus die in der Ewigkeit ausgleichende Gerechtigkeit lehrt; ferner das Gleichnis vom Jüngsten Gericht, da Christus als der Richter der Völker erscheint, der Gerechtigkeit übt und Gericht vollstreckt.

Gleichzeitig mit dieser Linie des prophetischen Hungerns und Dürstens nach Gerechtigkeit geht nun aber sowohl durchs Alte wie durchs Neue Testament eine andere, die sich bei näherem Zusehen als die eigentliche Hauptlinie erweist. Hier sieht sich der Gläubige nun selber auf der Seite des Unrechts, also vor Gott auf der Anklagebank. Zum Schrei nach gerechten Zuständen kommt hier nun das Verlangen nach eigenem Rechtsein, der Schrei aus der tiefen Not der Mitschuld, der Hunger und Durst nach dem gerechten Gott wird jetzt zum Ruf nach dem Erlöser. Hier geht es nun nicht ums Leiden über Unrecht, das andere an mir oder an irgendwem, sondern umgekehrt, das ich, ich selber, anderen angetan habe: «Ich schreie mit meiner Stimme zu Gott. Mein Geist muss forschen. Wird denn der Herr ewiglich verstossen und keine Gnade mehr erzeigen? Ist es denn ganz und gar aus mit seiner Güte, und hat die

Verheissung ein Ende? Hat Gott vergessen, gnädig zu sein, und seine Gerechtigkeit vor Zorn verschlossen?» Das ist nun Hunger und Durst nach dem Gott, der Gnade für Recht walten liesse, dessen Gerechtigkeit zugleich Gnade wäre. «Da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer. Ach, dass die Hilfe aus Zion über Israel käme und der Herr sein gefangen Volk erlöste! So würde Jakob fröhlich sein und Israel sich freuen.» Aus ganz grosser Tiefe schreit es im 51. Psalm: «An dir allein habe ich gesündigt und übel vor dir getan, auf dass du recht behaltest, wenn du gerichtet wirst. Siehe, ich bin in sündlichem Wesen geboren, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen.» Aus dieser Erkenntnis des eigenen Unrechts heraus wird nun der Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit zum Verlangen nach dem Heil.

Die Mitte aber, auf die hin schon im Alten Testament alles Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit, alles notvolle Verlangen nach einem Zurechtkommen mit fremdem sowohl wie mit dem eigenen Unrecht hinweist, ist schliesslich das Kreuz. Der Gekreuzigte schreit nach Gottes verborgener Gerechtigkeit, wie keiner vor ihm geschrien hat: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» Und alles Dürsten, nicht nur das nach Wasser, ist hier am Kreuz gleichsam konzentriert in dem demütigen Eingeständnis seiner Niedrigkeit: «Mich dürstet.» Aber eben das, was hier am Kreuz vor sich geht, ist nun wunderlicherweise die Erfüllung der Gerechtigkeit, das ist nun die Sättigung, die Gott selber vornimmt. «Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Todesleibe? Ich danke Gott durch unsern Herrn Jesus Christus.» Hier schafft Gott die Gerechtigkeit, indem er sie selber erfüllt. Hier stillt Gott den unstillbaren Hunger und Durst, indem ihn selber dürstet. Hier erhört Gott den Schrei nach dem verborgenen Gott, indem er, Gott selber, als Hungernder und Dürstender schreit. Welch geheimnisvolle, hier am Kreuz offenbar

gewordene und nun noch einmal und erst recht verborgene und unbegreifliche Gerechtigkeit ist nun das! Das ist nun die Gerechtigkeit, die nur Gott allein hat, der Mensch kann sie nur durch Geschenk, allein durch Gnade, bekommen: «Denn es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht, aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist.»

Wir sind an dieser Stelle an jenen geheimnisvollen Tausch erinnert, von dem Paulus den Korinthern schreibt, der darin besteht, dass Gott uns das unsrige (die Sünde) wegnahm und uns das Seinige (die Gerechtigkeit) schenkte: «Gott hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, auf dass wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.» Wer das glaubt, gelten lässt und annimmt, der darf Sättigung erfahren — gute Sättigung. «Denn sie sollen satt werden» in Christus. Diese hohe Verheissung ist erfüllt. Am Jakobsbrunnen hören wir ihn zu jener, in tiefes persönliches Unrechtun verstrickten Samaritanerin sagen: «Wer von diesem Wasser da trinkt, den wird wieder dürsten; wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten.» Das ist Sättigung: «ewiglich nicht mehr dürsten müssen». Und bei Anlass eines seiner Aufenthalte in Jerusalem, es sei ein Wintertag gewesen, erinnert sich der vierte Evangelist, schallt über den weiten Tempelplatz hin seine Stimme, wie sonst an heissen Sommertagen etwa die Wasserverkäufer mögen gerufen haben: «Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke.»

«Denn sie sollen satt werden»; diese gute Sättigung, die Christus in Aussicht stellt, ist das, was man Heilsgewissheit nennt. Wer in Christus Vergebung seiner Schuld und Frieden mit Gott gefunden hat, der hat von dem Wasser getrunken, das den Durst für immer, für alle Ewigkeit,



stillt. So hat uns die vierte Seligpreisung zu jenem Tisch geleitet, der in der Mitte der Kirche, und damit in der Mitte der Völker, steht. Dorthin ergeht die Einladung: «Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird» — «dies ist der Kelch, trinkt alle daraus.» Nur wer nach derjenigen Gerechtigkeit hungert und dürstet, die nur Gott zu schenken vermag, erfährt, was es bedeutet, dass und wie der Herr im heiligen Abendmahl zum Essen und zum Trinken ruft.

Aber nun sprachen wir von einer guten Sättigung, weil es offenbar auch eine unguete gibt. Und damit erscheint uns schliesslich die vierte Seligpreisung noch einmal überraschend in einem neuen Licht. Heilsgewissheit ist gut, sie darf aber nicht zur Sicherheit werden. Fromme Satttheit hat keine Verheissung. Im Gegenteil, sie steht unter der Androhung, dass es einst ein unliebsames Erwachen daraus geben wird: «Weh euch, ihr Satten, ihr werdet hungern.» Und «Die Hungrigen sättigt er mit Gütern, und lässt die Reichen leer.» Und echte Heilsgewissheit löst das Gesetz nicht auf. So paradox es sich anhören mag, der gute prophetische Hunger nach gerechten Zuständen ist hier keineswegs preisgegeben und verträgt sich gar wohl mit dem Herzensfrieden des Gotteskindes. Gute Sättigung begnügt sich eben nie mit dem eigenen Wohlergehen, sondern kann nicht aufhören, ums Wohl der anderen besorgt zu sein. Die erste Christengemeinde, ihres Heils gewiss, ist eine Schar von Glaubenden, die auf einen neuen Himmel und auf eine neue Erde warten, in denen Gerechtigkeit wohnt. Wer in Christus sein Heil, wer in Gott seinen Frieden gefunden hat, hört niemals auf, solange er lebt, die Ungerechtigkeiten dieser Zeit und Welt zu empfinden, daran zu leiden und an deren Beseitigung zu arbeiten. So hören wir den Apostel sagen: «Ich habe Lust, abzuschneiden und bei Christo zu sein, was auch viel besser wäre; aber», fährt er dann fort, «es ist nötiger, im Fleisch zu bleiben um

euretwillen.» Wir sollen denen treu bleiben, die unter Unrecht und Gewalttat leiden, sollen mit ihnen ausharren und den guten Kampf kämpfen. Das hat die Kirche lange Zeit, während die Entrechteten um sozial gerechtere Zustände kämpften, seltsamerweise weithin vergessen. Als solche, denen die Gerechtigkeit aus dem Glauben geschenkt ist, sind wir in der Welt der Ungerechtigkeit nötig, als Salz und als treibende Kraft. Eine Kirche, die das prophetische Hungern und Dürsten nach Recht und Gerechtigkeit aufgibt, hat sich der Auflösung des Gesetzes schuldig gemacht und ist dumm gewordenes Salz. Tragen wir darum Sorge zum Hungern und Dürsten um eine neue Welt, in welcher Gerechtigkeit wohnt; solch heilige Unzufriedenheit mit den Zuständen, die vor Gott und Menschen zum Himmel schreien, gehört zum Besten, was wir als Christen haben.

Die Heilige Schrift weiss um ein letztes, grosses Abendmahl und damit um eine endgültige Sättigung. Da wird dann in Erfüllung gehen, was der Mann des 17. Psalmes ersehnt und wonach ihn gelüftet, wenn er sagt: «Ich will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit; ich will satt werden, wenn ich erwache, an deinem Bilde.» Erst zuletzt wird überhaupt kein Hungern und Dürsten mehr sein. Dann wird das letzte Buch der Bibel recht bekommen, in dem man die Worte liest: «Sie wird nicht mehr hungern noch dürsten; es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne, oder irgendeine Hitze; denn das Lamm mitten im Thron wird sie weiden und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen, und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen.» Bis zu diesem in Aussicht gestellten herrlichen Ende allen Hungerns und Dürstens gilt es, unterwegs zu bleiben. Ein gläubiges Erwarten, ein unverdrossenes Unterwegs zum letzten Ziel ist uns auferlegt. Solch göttlich Unzufriedenen, solch adventlichem Fasten, spricht Christus im vierten der acht Sätze die Glückseligkeit seines Reiches zu. Selig die

Unzufriedenen, ihnen wird Genugtuung werden. Selig sind die nach Gerechtigkeit Hungernden, sie werden satt werden.

## Barmherzigkeit den Barmherzigen

*Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Matthäus 5,7*

«Denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.» Das ist diejenige unter den Seligpreisungen, nach der einen gelüftet. Ein gütiger Mensch sein! Ich habe noch nie jemanden angetroffen, der nicht «ein Guter» sein wollte. Wohltäter sind beneidenswerte Menschen. Nie ist man glücklicher als nach einer guten Tat, nie unglücklicher als nach lieblosem Verhalten. Dies Glücksgefühl wird noch dadurch gesteigert, dass Wohltäter auch von der Umwelt geschätzt und geehrt werden. Die Menschheit vergisst ihre Wohltäter nicht so bald, setzt ihnen Denkmäler in Schulbüchern und auf öffentlichen Plätzen. In einer Gasse Berns steht ein Brunnen, der den Namen der hochherzigen Frau Anna Seiler nach dem Willen der Bürger verewigen soll. Am Basler Münster steht der heilige Martin, wie er mit seinem Schwert den Mantel zerschneidet und die Hälfte davon einem Bettler am Wegrand gibt. Pestalozzis silberne Schuhschnalle hat sich dem Gedächtnis des Volkes unvergesslich eingepägt. Von Franz von Assisi ganz zu schweigen! So zählt der Barmherzige zu den Lieblingen, Helden, Leitbildern der Menschheit. Wer wollte nicht barmherzig sein! Drum ist auch kein biblisches Gleichnis derart populär geworden wie das vom Barmherzigen Samariter. Samariter ist jetzt der Inbegriff des Hilfreichen. Jene Organisation, die sich die Aufgabe stellt, bei Unglücksfällen Erste Hilfe zu bringen, hat kein besseres Firmenschild finden können und wird darum Samariterverein genannt. Gewiss, der Barmherzige erfreut sich der allgemeinen Sympathie. Wer wollte nicht einer von diesen Sympathischen sein!

Der Mensch vermag, ganz abgesehen von Gott, Gutes zu tun. Es ist bezeichnend, dass ein Mann wie Fritjof Nansen,

ein wahrer Abenteurer der Nächstenliebe und der Hilfsbereitschaft, es sich grundsätzlich verbat, dass an seinem Sarg einst ein Gebet gesprochen oder ein Psalm angestimmt werde. Ja, der weitaus überwiegende Teil all dessen, was heute für die Armen, Kranken und Behinderten getan wird, geschieht mehr oder weniger bewusst und prinzipiell ohne Gott, ganz einfach im Namen der Menschlichkeit. Die guten Werke der Humanität sind denn auch beinahe unabsehbar (Spitalanlagen, Heil- und Pflegeanstalten, Versorgungsheime, Alterssiedlungen, Jugendhorte, Gefängnisse). Und auch als Christ ist man dankbar dafür, dass es Krankenkassen gibt, Arbeitslosenversicherung und Altersrente. Der bewusst religiös neutrale Trinkerfürsorger kennt ansehnliche Fälle von Heilung. Der atheistische Arzt und seine vielleicht betont «freie» Schwester können ihr Leben an den Samariterdienst verschenken. Ja, die rein auf kapitalistischer Grundlage aufgebaute Unfallversicherungsanstalt kann zur Linderung der Alltagsnot nicht zu Verachtendes beitragen. Es ist mir unvergesslich, wie der Generalagent einer solchen Gesellschaft mir einst mit echten Tränen der Rührung in den Augen von einem Fall erzählte, da er nach einem plötzlich eingetretenen Tod der verzweifelten Witwe einen Check von 15'000 Franken auf den Küchentisch legen konnte: «Wie einen Gott hat sie mich angeschaut.»

Diese edle Menschlichkeit findet ihren augenfälligen Ausdruck im Staat, dem eigentlichen Wohltäter des 20. Jahrhunderts; und zwar nicht nur im demokratischen Wohlfahrtsstaat mit seiner von der Gratismütterberatung bis zum Armensarg im Krematorium sich erstreckenden Sozialfürsorge. Nach dem Versicherungsagent erschien der Diktator auf dem Plan und legte dem italienischen Volk seinen — «Check auf den Küchentisch». Auf einer Stadtrundfahrt kamen Touristen durch ein Aussenquartier Roms; dabei geschah es, dass der Wagenführer auf einen der

riesigen Wohnblöcke zeigte und mit Ehrfurcht in der Stimme erzählte, das sei eine Kreation Benito Mussolinis, eigens für Familien mit über acht Kindern — «wie einen Gott hat sie mich angeschaut». Und dem deutschen Volk legte etwas später Adolf Hitler den Check auf den Küchentisch. Und dem russischen Volk und den Entwicklungsvölkern in Fernost und Fernsüd legten Lenin und Stalin den Check auf den Tisch. Und «wie Götter schaut man sie an». Aber die Samariter ohne Gott, die Checkmänner, hatten über «Erste Hilfe» hinaus ihren Anbetern auch noch einiges andere zu bieten, das weniger hilfreich war. Gottlose Menschlichkeit endet im Unmenschlichen.

Das Glück einer Barmherzigkeit, in deren Mittelpunkt der Mensch steht, ist nicht ungetrübt. Es fällt ein Schatten darauf: Diese Barmherzigkeit der Menschengüte schafft nämlich Unterschiede, hier gibt es Gönner und Empfänger. Christus hat die Figur des Gönners, der an den Strassenecken Almosen verteilt, für alle Zeiten eindrücklich, einem Daumier (französischer Maler, Bildhauer) zum Trotz, gezeichnet; auf der anderen Seite ebenso unvergesslich eben auch den Empfänger in der Gestalt des armen Lazarus, der unterm Tisch des reichen Mannes sitzt. Aber auch wenn es nicht in derart krasser Weise geschieht, sondern zartfühlend und diskret, so ist es doch unvermeidlich, geschieht sozusagen zwangsläufig, dass die Barmherzigkeit, die ihren Ursprung im gütigen Menschen hat, den Spender erhöht und adelt und gleichzeitig den Empfänger demütigt und erniedrigt. Und eben das ist nun bei der biblischen Barmherzigkeit, die Jesus hier selig preist, anders. Da ist nicht der gute Mensch, da ist der gute Gott in der Mitte: «Alle gute Gabe, und alle vollkommene Gabe, kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts» (Jakobus). Auch Paulus schreibt den Korinthern, welche Gefahr laufen, die gütige Person anzusehen: «Lernet an uns, dass niemand höher von sich halte, denn geschrieben steht, auf

dass sich nicht einer gegen den andern aufblase. Denn wer hat dich vorgezogen? Was hast du, das du nicht empfangen hast? Was rühmst du dich denn, als ob du es nicht empfangen hättest?» In der Tat, vor Gott hören wir auf, gütige Gönner und hochherzige Donatoren zu sein, hier sind wir ausnahmslos Empfänger. Da ist jenes fatal zwielichtige «Wie einen Gott hat sie mich angeschaut» gegenstandslos geworden. Hier gibt es nur noch Einen anzuschauen, so wie es der Mann des 123. Psalmes in unvergleichlicher Weise darstellt und bekennt: «Ich hebe meine Augen auf zu dir, der du im Himmel sitzt. Siehe, wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Herren sehen, wie die Augen der Magd auf die Hände ihrer Frau, also sehen unsere Augen auf den Herrn, unseren Gott, bis er uns gnädig werde.» Hier kann man barmherzig nur sein als einer, der zuvor Empfangenes weitergibt, Geschenktes weiterschenkt. Selig sind die dankbar Weiterschenkenden.

Dabei darf man doch ja nicht übersehen, dass das griechische Urwort für «barmherzig» ein Ausdruck aus dem Gebiet der Rechtsprechung ist. Es gehörte zur antiken Gerichtspraxis, dass Angeklagten das Recht zustand, ihre Richter um mildes Urteil anzuflehen. Dieser ursprüngliche Gerichtscharakter des Wortes «barmherzig» ist zum Verständnis der 5. Seligpreisung zu beachten. Die eine vollkommene, die eigentliche Gabe, die von oben herabkommt, ist Erlass der Schuld durch den gnädigen Richter. Die Begnadigung, der Freispruch da, wo das Urteil, und zwar das Todesurteil, zu erwarten wäre, das ist Barmherzigkeit im Vollsinn dieses Wortes.

Diese eine Gabe, diese Gabe aller Gaben nun gilt es anzunehmen und nicht für sich zu behalten. Hier deckt sich die 5. Seligpreisung mit der 5. Unservaterbitte: «Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldner.» Empfangene Vergebung nicht weitergeben, das ist recht eigentlich unbarmherzig und darum unselig. Nichts zieht

Gottes Gericht so auf sich wie die Sünde des Undanks. Darum die Mahnung des Herrn, nicht zu richten; darum der bedeutsame Zusatz zur Vergebungsbitte: «Wo ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater eure Fehler auch nicht vergeben.» Vor allem deutlich herausgestellt ist diese Mahnung im Gleichnis von jenem Knecht, dem eine unvorstellbar hohe Schuldsomme erlassen ist und der seinem Mitknecht, der ihm 100 Groschen schuldet, an die Gurgel geht und sofortige Bezahlung fordert: «... solltest du denn dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmt habe? Und sein Herr ward zornig und überantwortete ihn den Peinigern. Also wird euch mein himmlischer Vater auch tun, so ihr nicht vergebet von eurem Herzen, ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler.» «Selig sind die Barmherzigen (die Vergebenden), denn sie werden Barmherzigkeit (Vergebung) erlangen.»

«Die Barmherzigen», das sind diejenigen, denen von Christus Erbarmen widerfahren ist, und die nun diese vollkommene Gabe nicht für sich behalten, sondern weitergeben. Und weitergeben heisst hier bezeugen, das Wort, die Kunde der erfahrenen Rettung nicht für sich behalten, nicht verschweigen, nicht unterschlagen. Barmherzigkeit üben, das ist Dienst, und zwar überraschenderweise vorab Dienst am Wort. Diesen Dienst nicht tun, das selige Geheimnis der erfahrenen Barmherzigkeit für sich behalten, das wäre das Licht unter den Scheffel gestellt, das empfangene Pfund vergraben, das wäre recht eigentlich unbarmherzig. So ist das in Christus erfahrene Erbarmen die eine Triebfeder, der eigentliche Motor zum Missionsdienst. Wem Heil widerfahren, wem Vergebung geschenkt ist, wer angefangen hat, von der Gnade zu leben, der kann diesen Himmelsfund nicht unterschlagen, er muss ihn bis an die Enden der Erde weitergeben, oder er ist dann in denkbar maximaler Weise unbarmherzig. Diese heilige



Dankespflicht zum Weitertragen der Barmherzigkeit ist vor allem im Leben des Apostels Paulus beispielhaft. Den Römern gegenüber nennt er sich einmal einen Schuldner: «Ich bin ein Schuldner der Griechen und der Ungriechen, der Weisen und der Unweisen. Darum, so viel an mir liegt, bin ich geneigt, auch euch zu Rom das Evangelium zu predigen.» Und den Korinthern gegenüber äussert er sich: «Dass ich das Evangelium predige, darf ich mich nicht rühmen, denn ich muss es tun. Und wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige! Tue ich's gern, so wird mir gelohnt; tue ich's ungern, so ist mir das Amt doch befohlen... solches aber tue ich um des Evangeliums willen, auf dass ich sein teilhaftig werde.» Da ist es ganz deutlich, dass Paulus unter der Barmherzigkeit der 5. Seligpreisung den Dienst am Wort, die verachtete, denkbar unpopuläre Predigt des Evangeliums, versteht.

Zum Liebesdienst am Wort aber kommt als mitfolgendes Zeichen der Liebesdienst der Handreichung, der im Namen Christi dargereichte «Becher kalten Wassers». Aber diese diakonische Barmherzigkeit hat nun in der Bibel noch eine Bedeutung besonderer Art. Es handelt sich da nicht einfach nur um das Zeugnis der Tat, die dem Zeugnis des Wortes auf dem Fusse folgt. Die diakonische Barmherzigkeit der Bibel deckt sich auch nicht mit dem, was man unter Wohltätigkeit versteht. Die so genannte materielle Hilfe ist hier eben gerade nicht nur einfach materiell. Im grossen Gleichnis vom Jüngsten Gericht sind die «geringsten Brüder» nicht irgendwelche, sondern gleichzeitig auch diffamierte, erniedrigte, in ihrer Menschenwürde angeschlagene und belastete Brüder. Das Speisen der Hungrigen, das Tränken der Dürstenden, die Bekleidung der Nackten, aber auch und vor allem der Besuch bei den Gefangenen und das Herbergen der Flüchtlinge — das ist mehr als nur Wohltätigkeit, das ist bekenndes Stehen zu den Verachteten, Gedemütigten und Verfolgten, die

bekennende Solidarität mit den Ausgesellschafteten, Degradierten und Angeschlagenen. Barmherzigkeit üben heisst hier, zu denen stehen, die in Schmach und Schande gefallen sind, die schuldig wurden und nun im Gefängnis sitzen. Unbarmherzig ist die pharisäisch selbstgerechte Distanz von den ihrer Ehre Verlustigen. Dass im Gleichnis die Gesegneten zur Rechten, welche den «geringsten Brüdern» Gutes getan haben, solche sind, denen Erbarmen widerfuhr und die von der Vergebung leben, das zeigt sich deutlich in ihrem Verhalten. Sie antworten nicht, sie hätten erwartet, einst zu den Gesegneten und Angenommenen zu gehören, weil sie so viel Gutes getan hätten, nein, gerade sie sind masslos erstaunt und dankbar. Sie sind auch vor dem letzten Richter solche, die von Erbarmen leben und darum Erbarmen schulden: «Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.»

Eine Frage stellt sich uns hier quer in den Weg: Wenn erfahrene Barmherzigkeit die Triebfeder, der Motor, sozusagen das Herz aller brüderlichen Mitteilung ist, das Herz der christlichen Barmherzigkeit in Wort und Tat, in Predigt und Diakonie, warum fällt denn unser Wohltun und Mitteilen so mager aus? Warum hat die Barmherzigkeit noch nicht vermocht, der ganzen Welt das Evangelium zu vermitteln? Warum ist erst ein so kleiner Teil der Völkerwelt zum Christenglauben gekommen? An der Barmherzigkeit Gottes kann es doch nicht fehlen. Sie bleibt die «grosse Freude», die ausdrücklich «allem Volk widerfahren ist», sie ist das Licht der Welt. Es bleibt Gottes Wille, dass «allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen». An Gottes Barmherzigkeit kann es somit nicht fehlen. Der Vater im Himmel hat ein genügend leistungsfähiges Herz, um den ganzen Völkerleib zu durchbluten. Aber wo es fehlt — es kann gar nicht anderswo fehlen —, das ist unser Dienen in Wort und Werk. Es ist uns nicht, immer noch nicht gelungen, die Barmherzig-

keit, die uns widerfahren ist, so weiterzugeben, durch Predigt und durch mitfolgende Diakonie, dass die Botschaft zündet, bewegt, gestaltet und verändert. Nicht Gottes Herz, wohl aber das unsrige, ist schwach und lässt an Leistung zu wünschen übrig. Aber es soll nicht beim frommen Wunsch bleiben, es werde unser Gebet, dass bald in Tat und Wahrheit die ganze Welt erfahre, dass Gott in Christus «der Vater der Barmherzigkeit und der Gott alles Trostes ist». Die Sache drängt, denn wenn in dieser 5. Seligpreisung den Barmherzigen Barmherzigkeit verheissen ist, dann will das doch sagen, dass wer es an Barmherzigkeit hat fehlen lassen, seinerseits auch nicht Barmherzigkeit erwarten darf.

«Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.» Die Sprache Luthers erweist sich hier einmal mehr als unübertrefflich. «Erlangen» — zu erlangen gilt es die Barmherzigkeit. Sie ist zu hoch, als dass Menschenhand sie herunterholen könnte. Sie hängt höher als die Sterne. Aber «die herzliche Barmherzigkeit» ist zu uns herabgekommen in Christus, als ein «Aufgang aus der Höhe». Seit Christi Menschwerdung ist sie in den Erdraum hereingekommen, so «freundlich und nah», dass man sie jetzt «erlangen» kann. Oft standen wir als Kinder unter den Bäumen unseres Nachbars, und es gelüstete uns nach den Früchten an den voll behangenen Ästen. Aber unser Arm war zu kurz. Und überschwenglich war der Jubel, wenn der freundliche Bauer die bettelnden Kinderblicke verstand und unser Verlangen stillte. Und wenn er uns dann beide Hände und beide Taschen füllte und gütig hinzu fügte: «Bring den Geschwistern auch davon», dann eilten wir zu den Brüdern und Schwestern und teilten ihnen mit, was wir empfangen hatten. Aber nun ist Christus gekommen, ist unser Nachbar geworden, und sagt es nicht von vergänglichen Früchten, sondern von der ewigen Barmherzigkeit: «Nehmet, esset, füllet beide Hände und füllet beide Taschen und — bringet den Geschwistern auch davon.»

## Klarer Blick den lauter Gesinnten

*Selig sind die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Matthäus 5,8*

«Gott schauen» — mit dieser besonders bedeutsamen Verheissung passiert es einem leicht, dass man zu hoch greift. Man ist versucht, sich das Gott-Schauen als ausserordentliche Offenbarung und mystisches Erlebnis, als Vision vorzustellen, wissen wir doch, dass solche in besonderen Reichsgotteszeiten den dazu Auserwählten zuteil werden. Dann sind es vor allem die Engel im Himmel, von denen es heisst, dass sie «allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel schauen». Gott will zwar, dass alle Gläubigen ihn schauen, aber stiller, verborgener, nicht visionär, sondern geistlich, nicht in den Wolken des Himmels, sondern unten im Erleben des Alltags. Gott will uns ganz bestimmte Erfahrungen mit ihm machen lassen. Wir dürfen im Verlauf unseres Erdendaseins in unseren Lebenserfahrungen Gott kennen lernen. Die meisten von uns haben solche Glaubenserfahrungen in ihrem Leben, eine persönliche Geschichte, die Gott mit uns hat, in diesem Sinn eine Art Gottesschau. Unser Gott-Schauen ereignet sich somit in mannigfachen Führungen, überraschenden Fingerzeigen, gnädigen Durchhilfen und wunderbaren Bewahrungen. Wir durften Gott schon schauen an Freudentagen unseres Lebens, aber auch in Zeiten der Trauer, des Kampfes und der Anfechtung. Ja, wir durften Gott schon schauen, wenn wir ihm ungehorsam wurden, ihm davonzulaufen versuchten und uns in der Welt ohne ihn einrichten wollten — und er uns dann züchtigen, heimsuchen musste: «Herr, Gott, auch im Gericht schaffst deine Hand.» Diese Gottschau ist also eine Art dankbarer Rückschau auf unsere Vergangenheit. So vermag der Gläubige in allem und jedem, in positiven und schmerzlichen Erfahrungen Gott am Werke zu sehen. Winston

Churchill bekam, als er noch nicht der Kriegspremier Englands war, einmal von einem Verlag den Auftrag, der Jugend Englands aus seinem Leben zu erzählen. Er hat das getan in dem Buch «Gedanken und Abenteuer». Darin berichtet er von einer ganzen Reihe erstaunlicher Gottesbegegnungen durch gnädige Bewahrung: «In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!»

Es gibt aber auch Menschen, die Gott in ihrem Leben nicht zu schauen vermögen. Warum nicht? Warum sehen ihn die einen, die anderen nicht? Verdankt der Fromme seine Gottschau seiner Bravheit? Ist es nicht gerade umgekehrt? Wir wurden eines Tages inne, wie böse es um uns stand. Die Gottschau hat einen Beginn, sie fängt damit an, dass man vor Gottes Angesicht erkennt, wer Gott ist und wer man ist. Die Erkenntnis der Sünde treibt zu Gott. Das, was die Bibel unter Busse versteht, ist «der Wunder Anfang». Man fängt dann an, Gott nicht mehr irgendwie und irgendwo zu schauen, sondern an einer ganz bestimmten Stelle, bei und an Christus. Alle Dinge müssen denen zum Besten dienen, die Gott lieben. Und Gott lieben heisst, Gott brauchen.

Gott weiss sich, ähnlich wie eine Mutter, dann am innigsten geliebt und am höchsten geehrt, wenn man ihn braucht, wenn man ihn nötig bekommt. Der Christusbedürftige fängt an, Gott zu schauen. «Wer mich sieht, sieht den Vater.» Selig ist, wer in und an Christus Gott schaut.

Ja, ich möchte sagen, anderswo als in Christus Gott zu schauen ist eigentlich, wenn man eben bedenkt, wer Gott ist und wer wir sind, ein unseliges, ein furchtbares Unterfangen. Gott begegnen, Gott schauen abgesehen von Christus ist schrecklich. «Gott ist gegenwärtig» — rette sich, wer kann! Ohne Christus bleibt uns nur jener Schreck, von dem Jesaja berichtet, als er Gott im Tempel begegnete: «Weh mir, ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk mit unreinen Lippen.» Jedoch hier

bei Christus steht die 6. Seligpreisung in Geltung und Kraft. Ein anderer als Christus könnte uns ein Gottschauen gar nicht in Aussicht stellen. Es wäre nicht einzusehen, wer auf Grund welcher Vollmacht und Legitimation ausser dem Mittler zwischen Gott und Menschen sagen könnte: «Denn sie werden Gott schauen.»

Reinen Herzens sind also nicht jene, die von ihres Herzens Reinheit felsenfest überzeugt sind, sondern diejenigen, die auf Christus schauen, weil sie erkannt haben, wie unrein dieses trotzige und verzagte Ding ist, das wir Herz nennen. Reine Herzen sind zugleich geistlich arme Herzen, die um Reinheit bitten und nach Gerechtigkeit hungern. Hier stellt uns der Herr als abschreckendes Beispiel die Pharisäer seiner Zeit vor Augen. Diese gebärden sich als Reinheitsspezialisten, als Reinigungsfanatiker, sind wahre Putzteufel, und doch, trotz ihrer moralischen Putzwut, stellt ihnen Jesus das Zeugnis aus: «Inwendig sind sie voll Moder und Unrat wie übertünchte Gräber.» Reinen Herzens sind jene, die um den Stossseufzer wissen: «Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen, gewissen Geist.» Reinen Herzens ist, wer sich mit der Bitte an Christus wendet: «Entsündige mich, dass ich rein werde, wasche mich, dass ich schneeweiss werde.» Und reinen Herzens ist, wer es wagt, in gläubiger Zuversicht und im Vertrauen auf Christi Tat am Kreuz zu bekennen: «Wenn meine Sünde gleich blutrot wäre, soll sie doch schneeweiss werden.» Reinen Herzens ist, wer es einfältig im Glauben ergreift, was im ersten der Johannesbriefe wie ein Dekret, wie eine Verlautbarung und Verfügung vom Himmel her in unsere Welt hereingesagt ist: «Das Blut Jesu Christi macht rein von aller Sünde.» Wahrhaft reinen Herzens ist jene stadtbekannt Dirne, die Jesus mit ihren Tränen die Füße wäscht und zu hören bekommt: «Deine Sünden sind dir vergeben. Dein Glaube hat dir geholfen. Gehe hin mit Frieden.» Mit anderen Worten, vis-à-vis der sechsten

Seligpreisung hält man es nirgends aus als bei Christus. Wer sich durch sie nicht zu Christus treiben lässt, gerät in die Gesellschaft der Pharisäer und Heuchler, oder aber in die der Resignierten und der Zyniker.

Bei der Unreinheit unseres Herzens denken wir natürlich vorab an die Unsauberkeit in sexueller Hinsicht, an den unreinen Blick, den Jesus meint mit dem seelsorgerlichen Ratschlag: «Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiss es aus und wirf's von dir», oder: «Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.» So kann man, wie Petrus schreibt, «die Augen voll Ehebruchs» haben. Und hinter dem unreinen Blick ist die verschmutzte Phantasie. Durch eine verdorbene Phantasie kann «der ganze Leib finster sein». Aber wenn Paulus sagt, unser Leib, unser Fleisch sei mit Christus gekreuzigt, dann sind damit auch unsere Augen und Herzen gemeint. Aug und Herz sind mitgekreuzigt — mitgestorben — mitbegraben, mitauferstanden, wiedergeboren, von neuem geboren «nicht aus irdischem Geblüt oder Fleischeswillen, auch nicht aus dem Willen eines Mannes, sondern aus Gott sind wir geboren.» So gibt es in Christus Reinigung von der Sünde der Unkeuschheit, begangen «in Gedanken, Neigungen, Worten und Werken». Wir verdanken Sigmund Freud allerhand Erkenntnisse; aber nicht er sagt über die menschliche Sexualität das letzte Wort, sondern derjenige, der Maria Magdalena von sieben Teufeleien befreit hat und hier vollmächtig den Herzensreinen die Glückseligkeit des Himmelreichs zuspricht.

Hier ist nun allerdings zu bedenken, dass wir die Unreinheit nicht einseitig und gar ausschliesslich nur als Fleischeslust sexueller Art verstehen sollen. Das wäre eine Verengung, wie sie in christlichen Kreisen da und dort vorgenommen wurde, nicht ohne nachteilige Folgen. Unreinheit des Herzens kann auch ganz allgemein eine Verkehrtheit der Beweggründe sein, oft genug unbewusste

Gottlosigkeit unserer Motive, heimlicher Ungehorsam, die Macht des Wunschdenkens. So redet Christus nicht nur von einem ehebrecherischen, sondern von einem «verkehrten und ehebrecherischen Geschlecht». Wenn unsere Motive nicht einfältig sind, einfältig im biblischen Sinn, wenn unser Herz nicht grad und aufrichtig «vorab nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachtet». Herzensunreinheit besteht auch und vor allem dort, wo das Herz geteilt, zwiespältig ist, neben dem einen Altar Gottes noch einige andere Altäre und Altärchen unterhält. Wir erinnern an dieser Stelle an die Ausdrücke Hurerei und Götzendienst, die vom Alten Testament bis zur Apokalypse nicht von ungefähr als Wechselbegriffe verwendet werden. Dieses nicht einfältige, dieses zwiespältige, zwischen Gott und den Götzen geteilte Herz schaut Gott nicht. Wie wenige erkannten ihn doch mit einfältigem Blick während der Tage seiner Menschwerdung! Da ist jene Maria und jener Josef, da sind die paar namenlosen Hirtenknechte und Sternpriester aus dem Orient, jenes alte Weiblein Hanna, die Tag und Nacht nur Eins im Herzen trägt, Gott zu dienen mit Fasten und mit Beten; und schliesslich und nicht zuletzt jener alte Simeon, der die Gnade hat, in dem erst einige Wochen alten Kindlein den Retter der Welt zu erkennen, weil sein Herz und Sinnen einfältig auf das Eine gerichtet ist, auf den verheissenen «Trost Israels», und der dann schliesslich in diesem Kind «Gott schauen» darf: «Herr, nun lässtest du deinen Diener in Frieden dahinfahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.» An diesen paar Einfältigen ist in Erfüllung gegangen «denn sie werden Gott schauen»; in Christus haben sie Gott geschaut.

Dem gegenüber gab es in den Tagen der Menschheit Christi viele, die weit überwiegende Mehrzahl war es, deren Augen gehalten waren. Der Blick kann getrübt sein, so sehr, dass man «Augen hat zu sehen und nicht sieht»,



gehaltene und gefangene Augen. Man kann z. B. von einer Pflicht wie gebannt sein, oder von einem Besitz, nur «aufs Geld sehen», ganz nur auf die Erhaltung der Gesundheit achten, oder der Blick kann gefangen sein durch Fragen der Familie. Lauter gehaltene Augen. Ja, die Augen der pharisäischen Gegner Jesu waren gehalten durch ihre selbstgerechte Frömmigkeit und Tugend. Das waren offenbar nicht sexuell besonders ausschweifende Naturen, aber diese Persönlichkeiten waren so sehr eingenommen durch sich selber und so sehr überzeugt von sich, dass sie den Erlöser, als er erschien, nicht erkannten: Als nach der Auferweckung der Jajrustochter ein Besessener, der zugleich stumm war, geheilt wurde, als das Volk mit grossem Staunen feststellte, so etwas habe man in Israel noch nie gesehen, da war der Blick der Pharisäer so verschlossen, dass sie feststellten: «Er treibt die Teufel aus durch der Teufel Obersten.» So sehr sind ihre Augen durch ihren religiösen Eifer und durch ihre harte Tugend gehalten, dass sie den Sieger über den Teufel einen Oberteufel nennen. Nicht anders waren die Augen Israels gehalten am Karfreitag, an Ostern und Pfingsten. Aber das Gottschauen war doch vorhanden: «Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes voller Gnade und Wahrheit.» Das Licht scheint in der Finsternis; und wenn auch die Finsternis es nicht begreift, das Leben ist erschienen. Selig, wer es schaut, «selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen».

Freilich sind wir uns dabei bewusst, dass alles, was wir jetzt schon von Gott schauen, streng und eindeutig ein Schauen im Glauben ist. Ein direktes Schauen, das heisst eines, das nicht aus dem Glauben käme, war auch jenen Zeitgenossen Jesu von Nazareth nicht beschieden. Aus dem Glauben erkennen sie im Kind den Gekommenen, im Zimmermann und Rabbi von Nazareth den Heiland der Welt, in dem zwischen den Übeltätern Gehenkten den

Erlöser aus Sünde und Hölle, in dem Auferstandenen den Sieger über den Tod. Ohne Glauben gibt es jetzt und hier noch kein Gottschauen. Das direkte Schauen Gottes ist jetzt noch den Engeln und Seligen vorbehalten. Mit einem Wort, wir stehen noch im Advent, noch diesseits der Gräber, noch nicht im Schauen. «Jetzt erkenne ich's stückweise, dann aber werde ich erkennen von Angesicht zu Angesicht. Wir sehen es jetzt in einem dunklen Wort, wie durch einen Spiegel, dann aber werden wir erkennen, gleichwie wir erkannt sind.» So stehen wir jetzt mit unserem Schauen im Warten, in der Vorläufigkeit, eben im Advent. Diesen Umstand aber können wir nicht gleichmütig hinnehmen. Wir stellen es fest mit Heimweh im Herzen. Man kann nicht anders als mit Sehnsucht und Heimweh des Tages harren, da die 6. Seligpreisung erfüllt sein wird, da es nicht mehr nur heisst «denn sie werden Gott schauen», sondern «denn sie schauen Gott von Angesicht». Bis dahin «wandeln wir noch im Glauben und nicht im Schauen». Jetzt gilt noch Christi Wort an Thomas: «Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.» Wir können nicht anders, als noch einmal an jenes grosse, strahlende Wort aus dem 17. Psalm denken: «Ich aber will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit; ich will satt werden, wenn ich erwache an deinem Bilde.» Wie ein Kind, wenn es erwacht, das Gesicht der Mutter, die sich über die Wiege beugt, erblickt, so stellt er sich das Erwachen dort drüben vor. «Erwachen an Gottes Bild». Dabei verhehlt er sich keinen Augenblick, wie wenig selbstverständlich das sein wird, fällt doch im gleichen Zusammenhang das Wort Gerechtigkeit. «Ich will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit.» Wir wissen, dass das nur die Gerechtigkeit sein kann, die vor Gott gilt, nach der wir hungern und dürsten, und satt werden sollen. Diese grosse Psalmstelle vom Sattwerden an Gottes Bild ist nah verwandt gleichzeitig mit der vierten und mit dieser unserer sechsten Seligpreisung.

Aber wie schon gesagt, so weit ist es jetzt noch nicht. Wir sind noch unterwegs und schauen noch andere, ganz andere Bilder als Gottes Angesicht. So weit unser Blick in die Welt der Photo, der Graphik, der Propaganda, des Films und des Fernsehens reicht, sehen wir Bilder der Unreinheit, Bilder der Gottesferne und des Gerichts. Das letzte Buch der Heiligen Schrift ist ein Bilderbuch des Weltgeschehens voll grandioser und grauerregender Bildberichte; aber gerade in der Offenbarung des Johannes geht es uns auf, dass es für den Glaubenden auch in Nacht und Grauen des Zeitgeschehens eine Sicht gibt. Die Apokalypse gewährt uns wie keines der anderen Bibelbücher ein Hindurchschauen durch die Ereignisse und Verhältnisse. Und dieses gläubige Durchschauen der Weltgeschichte gehört wesentlich zur Gottesschau der 6. Seligpreisung. Es ist eine Gnade besonderer Art, dass man als Bibel lesender Christ eine Sicht des Zeitgeschehens, eine Schau der Dinge und Vorgänge haben darf, die dem Nurzeitungsleser abgeht. Sagen wir einmal in der Beurteilung der Mächte, Fürstentümer und Gewalten, etwa in der Ansicht über den totalitären Faschismus oder über den Kommunismus, wird der Bibel lesende Christ durchschauend denken und sich äussern. Kein wirklicher Bibelleser wird diesen Mächten die Ehre geben, als wären sie allmächtig wie Gott, oder auch, was aufs selbe hinauskommt, sie fürchten, als wären sie Gott. Der Christ wird bis ans Endziel Gottes hindurchschauen, bis zum endgültigen Sturz der Mächte, wird die Sprünge und Risse an den Fundamenten nicht übersehen und nie aus den Augen lassen, dass die Throne dieser Welt auf tönernen Füßen stehen. Darum wird der Bibel lesende Christ solchen Mächtigkeiten gegenüber sich einer gewissen getrosten Gelassenheit befleissen. So kommt zur frommen Rückschau aufs Leben, zur liebenden Umschau auf die Verhältnisse der Umgebung und der Gegenwart, nun auch noch eine hoffende Vorausschau, eine Durchsicht

in die Zukunft Gottes. Es fällt einem bei der Lektüre der Offenbarung Johannes auf, wie oft da unversehens, wenn es am dunkelsten ist und völlige Finsternis das Erdreich bedeckt, ein Fenster, oder wenigstens eine Lücke, aufgeht, so dass Licht hereinflutet, und wer glaubt, darf schauen. Solch ein Oberlicht geht mitten in finsterner Weltnacht im 7. Kapitel der Offenbarung auf, wo uns einer der seltenen Blicke in den Himmel gewährt ist. Von denen, die dort Gott schauen, heisst es «diese sind es, die gekommen sind aus grosser Trübsal und haben ihre Kleider hell gemacht, gewaschen im Blut des Lammes». Hell gemacht, gewaschen — «selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen». Und im 21. Kapitel desselben Buches schauen wir einen neuen Himmel und eine neue Erde, ein himmlisches Jerusalem, von dem es heisst, seine Gassen seien hell und rein wie durchschimmerndes Gold, «und wird nicht hineingehen irgendein Gemeines». Selig, wer sich diesen Durchblick schenken lässt, selig sind die lauter Gesinnten, sie bekommen den klaren Blick, «selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen».

Unlängst wurde in einem kirchlichen Arbeitskreis die Frage aufgeworfen, was man Menschen antworten müsse, die im Blick auf den Lauf des Weltgeschehens zweifelnd fragen müssen: «Wo ist Gott?» Solch Angefochtenen ist mit einer Diskussion nicht zu helfen. Man muss wissen, dass hinter der Frage «Wo ist Gott?» eine ganz andere Not sich verbirgt. Wer im Blick auf die gottfernen Weltereignisse an Gott zu zweifeln beginnt, der ist seines persönlichen Heils in Christus nicht gewiss. Sie haben Gott noch nicht im «Haupt voll Blut und Wunden» geschaut. Wer aber seinen Gottglauben auf den Gekreuzigten gründet, wer im Dunkel, das am Karfreitag über den Völkern lag, Gott erkannt hat, der vermag hinfort in jedem Dunkel Gott zu schauen, auch in der Finsternis der Weltereignisse, wie Pestilenz, Erdbe-

ben, teure Zeit, Krieg und Kriegsgeschrei, selbst im Dunkel der Hölle. Die Antwort auf jene Zweifelsfrage muss darum die Gegenfrage sein: «Wer ist dir Christus?» Hast du in Christus Gott geschaut? Hast du Christus im Herzen? Nicht irgendein Leitbild, nicht eine Göttin der Reinheit, nein, Christus, dessen Blut rein macht von aller Sünde, soll im Herzen sein. In Christus ist die sechste Seligpreisung erfüllt: «Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.»

## Die Friedensträger Gottes Söhne!

*Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heissen. Matthäus 5,9*

Es ist hier dem Verständnis dienlich, zwei Klarstellungen zu Luthers Übersetzung vorwegzunehmen. Einmal zu dem «sie werden Gottes Kinder heissen». Im Urtext steht hier nicht das sonst übliche und dem Leser des Neuen Testaments vertraute Wort für «Kinder Gottes», es heisst hier stärker: «Söhne Gottes». Diese Bezeichnung kommt im Neuen Testament sonst ausschliesslich Christus, dem einen Sohn Gottes, zu. Ein Gotteskind wird man durch den einen Gottessohn: «Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben, und Miterben Christi», wie Paulus den Römern schreibt. Die Friedfertigen aber sollen nicht allein Kinder Gottes, sondern Gottes Söhne heissen. Den Friedfertigen ist damit jedenfalls eine Gotteskindschaft von besonderer Kraft und Würde zugesprochen. Kenner der neutestamentlichen Zeitverhältnisse belehren uns, dass der Ausdruck «Gottes Söhne» für damalige Ohren der allergrösste Ehrentitel war, der einem Menschen konnte verliehen werden. Schon seit Alexander dem Grossen im 4. vorchristlichen Jahrhundert wurde es im vorderen Orient Brauch, dass sich die Herrscher der Völker mit Vorliebe «Söhne Gottes» titulieren liessen. So ist bekannt, dass nicht nur im Rom der Kaiserzeit, sondern schon vorher in Persien, Babel, Ägypten und China Staatsoberhäupter sich «Söhne Gottes» nannten. Und nun stellt hier der Herr den Friedfertigen diesen majestätischen Macht- und Ehrentitel in Aussicht! Die ersten Hörer dieser Verheissung mussten hoch aufgehört haben. Selbstverständlich war es ihnen klar, dass Jesus damit nicht eine Konkurrenz der üblichen Kaiservergottung anmeldete. Eher erinnerten sie sich an die alttestamentliche Verheissung eines «königlichen Priestertums». «Denn sie werden Söhne Gottes heissen.»

Die zweite Anmerkung zu Luthers Übersetzung betrifft die «Friedfertigen». Im heutigen Sprachgebrauch ist dieses Wort verblasst und sagt nicht mehr annähernd, was ursprünglich damit gemeint ist. Unter einem Friedfertigen verstehen wir heute einen etwas harmlosen, fried samen Bürger, der die Nachtruhe nicht stört, sich nicht des Hausfriedensbruchs schuldig macht und mit den Nachbarn gut auskommt. «Friedfertig» aber war zu Luthers Zeit etwas viel Aktiveres, fertig, flink, bedacht auf Frieden, bemüht um Frieden. Im Wort «abfertigen», dem Fachausdruck bei der Güterexpedition und auf der Post, die Worte dienstfertig, schnellfertig, reisefertig verraten noch eine ferne Erinnerung an diesen aktiven Sinn. Im Urtext steht hier «eirenepoiutes», wörtlich «die Friedemachenden», diejenigen, die kräftig zur Erlangung und zur Erhaltung des Friedens beitragen, «selig sind die Friedensstifter, denn sie werden Söhne Gottes heissen».

Frieden machen. Ein grosses Wort. Es ist so gross, dass sich hier die Frage meldet: Kann man das? Krieg machen, das leuchtet uns eher ein, das können wir leider, aber — Frieden machen? Wie geht solches zu? Da wird es nun schon nötig sein, uns einen Augenblick zu vergegenwärtigen, wie uns der Friede auf Erden abhanden gekommen ist. Wie es auf Erden mit dem Unfrieden angefangen hat, darüber wissen die ersten Blätter der Bibel Bescheid. Es fing damit an, dass die Menschen sich mit Gott entzweiten. Der Ursprung und Anfang aller Feindschaft ist der Bruch der Menschen mit Gott, der Unfriede mit Gott, das was die Bibel geheimnisvoll genug Sünde nennt. Die unmittelbare Folge dieser Feindschaft gegen Gott war die Feindschaft der Menschen untereinander. Aus der Gottesfeindschaft, aus dem sündigen Herzen geht aller Krieg im Kleinen wie im Grossen, zwischen Einzelnen und Völkern, hervor. Die Atmosphäre des Krieges, die dicke Luft, die über den Völkern liegt und da vom kalten von Zeit zu Zeit in den

heissen Krieg umschlägt, diese dicke Luft kommt vom verdorbenen Atem jedes Einzelnen. So wie der Dunst über unseren Wohnorten aus den Häuserkaminen, Auspuffrohren und Fabriksschloten sich bildet, so der Kriegsdunst über den Nationen aus den Hassausdünstungen jedes einzelnen Menschenherzens.

Aber selig sind die Friedensstifter! Und das ist nun vorab das erste, was ich als Einzelner für den Frieden tun müsste, dass ich bei mir anfinde mit dem Frieden, dass ich nicht weiter mithülfe, den Gifthauch über uns zu vermehren, sondern dass ich das Röcheln des Hasses und der Missgunst, das von meinem Herzen und Haus aufsteigt, abstellen würde. Aber damit, dass keine Feindseligkeit mehr von mir ausströmte und auspuffte, wäre erst der Anfang gemacht; statt des Gestanks des Hasses sollte nun nicht nichts, sondern Friede von mir ausgehen. Das könnten wir als Einzelne für den Frieden tun, sagen wir es technisch-simpel: Das Ventil des Hasses bei uns selber abstellen und dafür das Ventil des Friedens auf tun, das wäre unser Beitrag zum Frieden der Welt!

Aber haben wir das denn nicht alle längst getan? Waren die Erfahrungen, die wir dabei machten, ermutigend? Merkwürdig! Bleiben wir beim technischen Vergleich. Wer das Ventil des Hasses schliesst, der spürt, wie der Druck im Dampfkessel wächst und steigt, beängstigend, bedrohlich, so dass man entweder das Ventil wieder öffnet, oder es kommt zu den uns sattsam bekannten Entladungen und Explosionen. Und umgekehrt mag man das Ventil des Friedens und der Nächstenliebe noch so öffnen, eines Tages kommt nichts mehr heraus, weil nichts mehr da ist. So ist unsere reale Lage: Hass im Überfluss, aber Mangel an Liebe. Es geht also bei uns Menschen nicht so einfach wie beim Schliessen und Öffnen der Ventile bei unseren Apparaturen. Das ist die demütigende und deprimierende Erfahrung mit unserem Friedenstiften: Der Friede, den wir



möchten, ist so schwach in uns, dass er verdunstet und verpufft; aber der Hass, den wir verabscheuen, ist übermächtig. Dabei ist der kalte Mangel an Liebe weitaus verhängnisvoller als der heisse Überfluss an Hass. Mit andern Worten, wir werden nicht fertig mit dem Friedensproblem, weder mit unserem Überdruck und Reichtum an Hass, noch mit unserem Mangel an Liebe. Wir sind nun einmal nicht Gesunde, die des Arztes nicht bedürften. Die Leistungsfähigkeit zum Friedemachen geht unserem Herzen ab. Gott weiss das. Darum hat er den Arzt gesandt. Gott hat genau dort ärztlich eingegriffen, wo es seit dem Sündenfall der Menschheit fehlte. Gott hat die Feindschaft zwischen ihm und uns weggenommen. Die Bibel nennt das Versöhnung: «Gott hat uns in Christus mit ihm versöhnt.» Noch stärker: «Nun aber seid ihr, die ihr in Christo Jesu seid, und weiland ferne gewesen, nahe geworden durch das Blut Christi. Denn er ist unser Friede, der aus beiden eines hat gemacht, der den Zaun abgebrochen, der dazwischen lag, indem er durch sein Fleisch wegnahm die Feindschaft.» Gott hat Frieden gemacht. Durch Christus hat Gott die Quelle der Feindschaft und des Hasses, und das ist die menschliche Gottesfeindschaft, abgegraben. Und noch einmal durch Christus hat Gott uns den Anschluss an die Quelle des Friedens geschenkt. In Christus ist nun die Voraussetzung allen Friedens auf Erden, der Friede mit Gott, vorhanden. «Friede auf Erden», das ist nun nicht nur Wunsch, nicht nur Forderung, sondern Mitteilung einer Tatsache, das ist nun Angebot. Vor bald 2000 Jahren ist der Friede Gottes mit uns Menschen angebrochen. Fragen wir nicht mehr: «Wann kommt der Friede?» Der Friede ist da.

Dabei ist nicht ausser acht zu lassen, dass es bei diesem denkwürdigen Friedensschluss Gottes mit der Welt durchaus mit rechten Dingen zugeht. Es ist ein Friede unter genauer Wahrung und Erfüllung des Rechts. Kein fauler Friede. Die Verletzung des Rechts durch uns Menschen ist

dabei keineswegs übersehen, sondern am Kreuz in Rechnung gestellt und gut gemacht. Nicht umsonst sagt Paulus dort, wo er vom Frieden mit Gott redet: «Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott.» Es ist das alte Prophetenwort «Der Gerechtigkeit Frucht wird Friede sein», das in Christus erfüllt ist. Weil der Krieg der Menschen gegeneinander nichts anderes als eine unmittelbare Folge und direkte Fortsetzung des menschlichen Krieges gegen Gott ist, darum gilt es nun, den Frieden Gottes anzunehmen. Wer dieses Angebot ausschlägt, der hat weder mit Gott noch mit den Menschen Frieden, ja kann und soll keinen Frieden haben: «Es kann nicht Friede werden, bis deine Liebe siegt.» «Die Gottlosen haben keinen Frieden, spricht der Herr.» Die Gottlosen sollen nach Gottes Willen keinen Frieden haben.

Der erste und entscheidende Schritt zum Frieden besteht also darin, dass wir den Widerstand gegen Gott aufgeben, aufhören, gegen Gott uns abzusperren, dass wir die angebotene Hand ergreifen. Mit eigenartiger Dringlichkeit hören wir Paulus rufen: «Lasst euch versöhnen mit Gott.» Das tönt noch einmal simpel, aber dieses Sichversöhnenlassen ist noch einmal ein Wunder und Geschenk, ein Eingreifen, ein Akt der Erneuerung und Befreiung durchs Wirken des Geistes. Schon im Alten Testament verheißt Hesekeel, dass Gott einst die steinernen Herzen herausnehmen und fleischerne schenken wird. Tönt das nicht fast, als redete einer von einem chirurgischen Eingriff? Er redet von der Wirkung und Macht des Heiligen Geistes. Totale Erneuerung, ein von neuem Geborenwerden, Wiedergeburt aus dem Geist ist es, was der Herr in jener Nacht dem alten Nikodemus verheißt. So kann der Heilige Geist tatsächlich Erneuerung des Herzens bewirken. Ein neues Herz aber gibt auch einen neuen Lebensinhalt, neue Ziele, Befreiung von Sorge und Angst, und damit von jenem unseligen

Kampf ums Dasein, Klassenkampf von oben und von unten, aus dem so viel Unrecht hervorgeht, kalter und heisser Krieg, Kampf aller gegen alle. Aber nicht nur Befreiung *von* — auch und erst recht Befreiung *für*. So entsteht anstelle der Angst vor dem Bruder Bereitschaft zum Dienst am Bruder. Das ist der Friede, der aus der Gerechtigkeit kommt. Selig, wer diesen Frieden annimmt, «selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Söhne heissen».

Der Missionsmann Christian Keysser erzählt von einer Papuagemeinde in Neuguinea, dass er dort vor 50 Jahren sah, wie ein Kannibalennest sich in eine Schar Christgläubiger verwandelte. Es war vor allem die starke Persönlichkeit des Häuptlings Sane, die sich der Macht des Friedefürsten jahrzehntelang hartnäckig widersetzt hatte. Sane hatte in jungen Mannesjahren insgesamt etwa ein Dutzend Menschen fressen helfen. Aber die Macht des Heiligen Geistes war stärker als das Herz dieses Mannes. Anno 1909, als Sane schon eine schöne Anzahl von Jahren Christ war, findet eines Tages ein Gemeindeglied beim Pflügen in der Nähe der Stelle, wo einst die Kannibalenfeste gefeiert wurden, einen Menschenschädel. Diesen Schädel legt nun Sane vor die versammelte Gemeinde hin und hält folgende Ansprache: «Ihr sollt einander nicht als jagdbares Wild betrachten. Ich habe einst auch Menschenfleisch gefressen, habe Menschen mit dem Spiess erstochen und meinem Feind mit der Keule den Kopf eingeschlagen. Da kam Anutu (der grosse Gott) in unser Land und stülpte unsere Herzen um.» Vielleicht erzählen sie in nochmals 50 Jahren in Neuguinea drüben ähnliche Geschichten von uns Europäern, die wir ja, wenn auch nicht ausgesprochen als Menschenfresser, so doch als Menschenjäger, auch einiges geleistet haben und immer noch leisten. Gott aber vermag «Herzen umzustülpen». Das ist die Erfahrung des Häuptlings Sane. Gott kann auch im alten Europa durch Herzens-

änderung aus Menschenjägern Friedensstifter machen. Wenn nicht bald der Friedensstiftergeist anstelle unserer Menschenjägergesinnung tritt, dann warten uns Ereignisse, die schlimmer sind als der ehemalige Kannibalismus der so genannten Wilden.

Die Friedensstifter sind Friedebringer. Schon im Alten Testament wurden die Friedensboten begrüßt mit den Worten: «Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die Frieden verkünden!» Als Friedensboten, ja als Friedensträger sendet Jesus seine Jünger aus. Es fällt dabei auf, dass er vom Frieden als von einer Realität, ja geradezu als von einer Macht redet, als von einem Geschenk, das der Jünger anzubieten hat, man nehme es an oder nicht: «Wo ihr aber in eine Stadt oder in einen Markt geht, da erkundigt euch, ob jemand darin sei, der es wert ist; und bei demselben bleibet, bis ihr von dannen zieht. Wo ihr aber in ein Haus geht, so grüsst es; und so es das Haus wert ist, wird euer Friede auf sie kommen. Ist es aber nicht wert, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden.» So sind die Jünger Friedensboten und Friedensträger zugleich. Aus Keimträgern der Krankheit sind Keimträger der Gesundung geworden. Sie können «binden und lösen», können den Frieden bringen oder auch wieder mit sich fortnehmen: Selig sind die Friedensstifter, denn sie werden Söhne Gottes heissen, Söhne Gottes nicht zur Begründung von Weltreichen der Gewalt, sondern im Zeichen und Dienst des Himmelreichs.

Dass der eine und einmalige Gottessohn seinen Namen, der über alle Namen ist, den Friedensstiftern verleiht, zeigt an, wie der Herr den Dienst am Frieden wertet. Diesen höchsten Christendienst tun dürfen ist höchste Glückseligkeit. Aber gerade an dieser Stelle werden wir uns nun bewusst, wie sehr das Glück, das der Herr in den Seligpreisungen verheisst, ein anderes, ein ganz anderes Glück ist als das dieser Welt. Man könnte nämlich meinen, Friedensbote,

Friedensträger und Friedensstifter müssten in dieser Welt hoch willkommene Leute sein. Aber Christus sagt es anders. Er weiss, warum er die Seinen «wie Schafe mitten unter die Wölfe sendet». Man vergesse die ungeheuerliche Tatsache nicht, dass dem Friedefürsten nicht der Friedensnobelpreis verliehen wurde, sondern die Dornenkrone. Friedensdienst ist darum Dienst unterm Kreuz. So wie der Friede Gottes, in Christus erschienen, ein leidender Friede ist, so ist Friedensdienst der Christen in dieser Welt mit Leiden verbunden. Darauf bereitet der Herr die Seinen vor, wenn er sie zuletzt wissen lässt, was er ihnen testamentarisch zu hinterlassen gedenkt; es ist ein Erbe, vor dem sie erschrecken werden: «Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.» Da unterscheidet Jesus seinen Frieden ausdrücklich vom Frieden, wie ihn die Welt gibt. Die Welt gibt einen Frieden auf Kosten anderer, darum ist's immer ein Friede des Unrechts, der Übervorteilung mit mehr oder weniger List und Gewalt. Christus gibt auch einen Frieden auf Kosten eines anderen, aber dieser andere ist er. Er ist es, der da die Kosten übernahm. Darum kann es ein Friede des Rechtes und der Liebe sein. Eintreten für den Frieden heisst darum in dieser Welt immer Eintreten für Recht, gegen Unrecht. Recht und Friede können nun einmal nicht von einander abgezweigt und abgespalten werden, weil eines ohne das andere nicht mehr ist, was es ist. Und dieser mit dem christlichen Friedensangebot verbundene Kampf ums Recht ist es, was dem christlichen Friedensdienst eine kämpferische Note verleiht. Etwas von diesem Kampf meint der Herr, wenn er ankündigt: «Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen (eben den Frieden, der dem Fleisch gefällt), sondern das Schwert. Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon.» Weil auch Paulus sich dieser ausgespro-

chen kämpferischen Art des christlichen Friedensdienstes bewusst ist, kann er dort, wo er den Ephesern die Wafferrüstung eines Christenmenschen beschreibt, die Marschschuhe des Frontsoldaten mit dem Friedensdienst in Zusammenhang bringen: «Gestiefelt an den Beinen als fertig, zu treiben das Evangelium des Friedens.» Auf jeden Fall versteht Paulus unter Friedfertigkeit keine harmlose Sache, sondern vergleicht sie mit soldatischer Marsch- und Alarmbereitschaft — «an den Beinen gestiefelt, fertig, zu treiben das Evangelium des Friedens».

In diesem Zusammenhang wird ein Wort nötig zur Frage des christlichen Pazifismus, wir meinen den Kampf um den Frieden zwischen den Nationen und Kontinenten. Wir sind uns der Vielschichtigkeit dieses Problems bewusst und können im Rahmen dieser Betrachtung nicht mehr als skizzenhaft mit einigen Leitsätzen die Richtung angeben, in der hier gegangen werden muss.

1. Einmal ist festzustellen, dass der Christ diesen Kampf nicht irgendwelchen militärischen und zivilen Fachleuten vertrauensvoll überlassen kann. Im Kampf gegen die Kriegsausrüstung der Völker ist der Christ nicht beurlaubt, sondern hat in den vordersten Reihen zu stehen.

2. Sodann wird der Christ wissen, dass er es bei den kriegerischen Unternehmungen der Nationen in ganz besonders exemplarischer Weise mit den Göttern zu tun bekommt. Es ist erwiesene Tatsache, dass zu allen Zeiten die Kriegsindustrie die kostspieligste ist, diejenige, an der am meisten Geld verdient wird, dass also alle Kriegsvorbereitung zwar nicht im Vordergrund (das eben gerade nicht!), aber umso bedeutsamer im Hintergrund, besonders dicke mammonistische Interessen hat.

3. Der Christ wird immer besondere Mühe haben, sich auf eine nationale oder kontinentale Front zu stellen und zu

vergessen, dass es auf der anderen Seite auch Menschen und Christen gibt.

4. Der Christ wird nie vergessen, dass im Leben aller Nationen und aller Kontinente Recht und Unrecht nie so verteilt sind wie Schwarz und Weiss und dass die Lüge der Propaganda zu den eigenen Gunsten vor jedem Krieg auf Hochtouren läuft.

5. Der Christ kann nicht Christ sein und dabei vergessen, dass der Herr das Gebot der Feindesliebe proklamiert hat und dass in demselben Sinn der Prophet die Zeit erwartet, die mit Weihachten begonnen hat, da «sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spiesse zu Sicheln machen; denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert erheben und werden hinfort nicht mehr kriegen lernen».

Aus all diesen Gründen wird der Christ jede Bestrebung für einen gerechten Völkerfrieden und gegen einen drohenden Krieg unterstützen. Er wird vor allem auch im Kampf gegen die Erweiterung der atomaren Aufrüstung nicht bei den Heizern und Treibern sein, sondern bei den Bremsern, nicht bei den Verharmlosern, sondern bei den Warnern und Rufern.

Mit dieser Stellungnahme aber setzt sich der Christ unvermeidlich dem Missverständnis aus, dem doppelten, einmal, als wäre er ein Phantast, der vergessen hat, dass der Mensch ein Sünder ist; und dann, als hätte er sein Volk nicht lieb. Ja, dieses Missverständnis kann sich zuspitzen bis zum bösen Verdacht der Feindbegünstigung und des Landesverrats. Jeremia steht in seiner Zeit da als des Landesverrats verdächtig. Paulus schreibt den Korinthern offenbar in Anbetracht dieses Missverständnisses: «In allen Dingen erweisen wir uns als die Diener Gottes», und zählt dann auf — «durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte, als die Verführer und doch wahrhaftig». Dieses Kreuz des Missverständnisses ist vom Frie-

densstifter, der in der Nachfolge Christi zwischen die Fronten gestellt ist, zu tragen. Das gehört dazu und ist ja auch dem Herrn selber nicht erspart geblieben. Der Knecht steht nicht über dem Herrn. Ist der Gottessohn und Friedensfürst verdächtigt worden, sollten es nicht auch die Söhne Gottes? Aber selig, wer ein Kind und Diener des Friedens ist, selig sind die Friedensstifter, denn sie sollen Söhne Gottes heissen.



## Den Glaubenszeugen der Himmel

*Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr. Selig seid ihr, so euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost; es wird euch im Himmel wohl belohnt werden. Denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind. Matthäus 5,10-12*

In jener schon mehrfach erwähnten Gleichnisrede übers Jüngste Gericht, in welcher Christus von der Scheidung der Völker in Schafe und Böcke spricht, fällt einem die Überraschtheit der daran Beteiligten auf. Es ist höchst bezeichnend und bedeutsam, dass sie alle, die dort gerichtet werden, sich das Gericht Gottes anders vorgestellt hatten. So entsetzt die Verfluchten zur Linken sind, so erstaunt und überrascht die Gesegneten zur Rechten. Auch sonst, wenn der Herr auf Gottes Richten zu sprechen kommt, hält er es fast jedesmal für nötig, hinzu zu fügen, dass Überraschungen zu gewärtigen sind. Wer je meinte, obenan zu sitzen, hat dann unten Platz zu nehmen, und wer allzu selbstverständlich annahm, dass ihm der Platz im Festsaal sicher sei, bleibt unter Umständen vor der Tür. Zu wiederholten Malen hören wir den Herrn die Warnung von den Ersten, die Letzte sein werden, und von den Letzten, die Erste sein werden, ausgeben: So kann kein Zweifel bestehen, dass der ewige Richter die Menschen anders einschätzt als wir sie und als wir uns selber beurteilen; er misst mit anderem Meter, wägt mit anderer Gewichtsverteilung. Nach allem, was wir vom Jüngsten Gericht wissen, es ist wenig genug, zählt er vor allem auch Menschen zu den Seinigen, die sich selber nicht zu den Frommen gerechnet hätten. Alle sektenhafte Sicherheit ist im Blick aufs Jüngste Gericht gefährlich.

An diese Tatsache haben wir uns zu erinnern, wenn wir jetzt daran gehen, uns mit der letzten, der achten Seligpreisung zu beschäftigen. Hier tut der Herr die Tür des Himmelreichs weit auf, sagt er doch da das Himmelreich all denen zu, welche um die Gerechtigkeit leiden: «Die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden» — so ausholend, ohne jegliche Einschränkung, weltweit und umfassend, steht das zunächst da. Das will doch nichts Geringeres sagen, als dass nicht nur ausgesprochene Jünger Jesu, nicht nur bewusste Christen um die Gerechtigkeit leiden, es können durchaus auch Juden, Heiden, Türken, Kommunisten und Atheisten dabei sein.

Wir denken dabei an den Epoche machenden Kampf um gerechte Lohnverhältnisse und menschenwürdige Lebensbedingungen, um soziale Besserstellung des arbeitenden Volkes, ein Kampf, der bei uns durchaus nicht durch Christen, sondern durch die Arbeiterbewegung, die sich ausdrücklich von Gott losgesagt hatte, geführt wurde. Jesus verachtet diesen Einsatz für die Entrechteten nicht. Wenn ich als Kind in unserem Dorf den Tonangebenden auf den Mund schaute und sie von den «Roten» sprachen, meinte ich zuerst lange Zeit hindurch, es müsse sich da um eine besonders böse Art von Hunden handeln; und als zum erstenmal ein Mai Umzügelein durch die Strassen zog, lag etwas Todentschlossenes auf den Gesichtern der Männer und Frauen, die der roten Fahne folgten. Und später begegnete ich jenem Holzmaschinisten, der bei einem Streik um gerechten Lohn seine Kameraden nicht im Stich liess, sondern solidarisch mitstreikte, drei Monate später (nicht sofort!) die Kündigung erhielt, im ganzen Bezirk keine Arbeit mehr bekam und schlussendlich mit seiner Familie wegziehen musste, weil die Arbeitgeberorganisation ihn zur Strafe für seine Beteiligung am Streik auf die Schwarze Liste gesetzt hatte. Und in der arbeitslosen, der schrecklichen Zeit zwischen 1927—37 sah ich jenen

Feinmechaniker, den der Chef nach Beendigung der Lehre vor die Wahl stellte, entweder er dürfe weiterhin in seinem Betrieb verbleiben, wenn er hinter dem Rücken seiner Mitarbeiter einen Geheimvertrag mit dem Arbeitgeber abschliesse, im Weigerungsfall aber sei ihm der Platz gekündigt. Der Mann hat, jung verheiratet, Vater eines ersten Kindes, den Weg ins Elend der Arbeitslosigkeit gewählt. Dass einer der russischen Revolutionäre, Leo Trotzky, vor Ausbruch der Weltrevolution 18mal in zaristischen Gefängnissen sitzen musste, geschah durchaus auch im Kampf um eine bessere Gerechtigkeit. So wird in aller Welt um die Gerechtigkeit gelitten, nicht ausgesprochen christlich, aber der Herr verachtet auch diesen Kampf nicht. Wenn die Kinder versagen, treten die Fremden in die Lücke: «Wenn diese schweigen, werden die Steine schreien!» Eben heute steht in der Zeitung, im fernen Indien sei, zum erstenmal in jenem Land, ein Angehöriger der Kastenlosen, ein ehemaliger Paria, in einem Distrikt Ministerpräsident geworden. Seine erste öffentliche Ministerrede habe er zu der Erklärung benutzt, er werde unternehmen, was in seinen Kräften stehe, um den Parias ihr Los erträglich zu gestalten. Ein Inder, nicht Christ, aber er setzt sich für die Gerechtigkeit ein, und Christus spricht allen, die für die Gerechtigkeit Opfer bringen, die Glückseligkeit des Himmelreiches zu. So mag es einst im Jüngsten Gericht welche geben, und nicht wenige, die staunen und höchst überrascht sein werden darüber, dass auch sie zum Himmelreich berufen sind.

«Selig sind —», so allgemein, jeglichen Kampf um die Gerechtigkeit umfassend und einschliessend, hat der Meister begonnen; nun aber erfolgt eine überraschende Wendung, indem er aus der Weltweite zurückkehrt und sich im besonderen an die Seinen wendet. Nun schaut er gleichsam seinen Jüngern in die Augen, geht zur direkten Rede über und spricht sie mit dem Wort an: «Selig seid *ihr*,

so *euch* die Menschen um *meinetwillen* schmähen und verfolgen.» Damit wird nun der Kreis enger gezogen und abgegrenzt. Waren in der ersten Anrede alle um die Gerechtigkeit in irgendeiner Weise bemühten Menschen eingeschlossen, so sind jetzt die Christen, die Jünger und Bekenner angerufen: «Selig seid ihr, so euch die Menschen um *meinetwillen* schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles wider euch, so sie daran lügen.» Damit stehen wir einer Tatsache gegenüber, die schon vielen Frommen zum qualvollen Rätsel wurde: Dass Christen überhaupt in dieser Welt gehasst, verfolgt werden und leiden müssen. Das mag manchen ein peinliches Rätsel sein. Sie können nicht begreifen, wie man gegen Gläubige etwas haben kann. Rechte Christen sind doch ehrliche, höfliche und selbstlose Leute, stille Bürger, an denen nicht nur niemand zu Schaden kommt, die sich im Gegenteil allenthalben nützlich machen und die, wie der Prophet den gefangenen Glaubensbrüdern nach Babylon schreibt, «der Stadt Bestes suchen». Solche Menschen müssten doch geschätzt, geehrt und beliebt sein! So denken wir.

Dabei vergessen wir, dass wir in einer Welt leben, die auf dem Kopf steht, in einer von Gott abgefallenen Welt; der Heidelberger Katechismus sagt es klar und knapp: «Der Mensch ist von Natur geneigt, Gott und den Menschen zu hassen.» Was wir in dieser Welt Ordnung nennen, ist in Wirklichkeit, von Gott her gesehen, Notordnung bis Unordnung. Weil sie aber die gefallene Welt ist, darum empfindet sie Gott als fremd, die Herrschaft Gottes wirkt sich in ihr aus als Verlegenheit und Störung. Wer an Gott glaubt, wird als Sand im Getriebe, als Fremdkörper, als Spielverderber empfunden. So ist es, es kann gar nicht anders sein. Als Jason, der Freund des Paulus, in Thessalonich vor die Stadtbehörde geschleppt wurde, als man vom Apostel und seinen Mitarbeitern behauptete: «diese, die den ganzen Weltkreis auf den Kopf stellen, sind nun auch

bis zu uns gekommen», da war der Apostel keineswegs verwundert. Er wusste, dass die abgefallene Welt es gar nicht anders verstehen kann, als dass, wer die Ordnung Gottes vertritt, in dieser alten Welt als Unruhestifter muss angesehen werden. Derart revolutionierend und der bestehenden Ordnung entgegengesetzt ist die Gerechtigkeit Gottes, dass sie die Feindschaft der Welt hervorruft, geradezu provoziert. Wo immer Christen ihren Fuss hinsetzen, da ist der Konflikt, die Auseinandersetzung, der Zusammenstoß unvermeidlich, und früher oder später kommt es zur — Verfolgung.

Christus selber wird nicht müde, seine Jünger auf diese unvermeidliche Spannung zur Welt vorzubereiten. Nicht ein einziges Mal verspricht er den Seinen das, was wir etwa im Geschäftsleben Erfolg zu nennen pflegen, nirgends, dass sie mit fliegenden Fahnen die Welt erobern werden. Wenn es von jenem bekannten antiken Feldherrn und Staatsmann heisst «veni, vidi, vici», «kam», «sah», «siegte», dann wird es gerade so bei den Christen nicht sein. Es liegt dem Herrn ganz offensichtlich viel daran, sie darauf vorzubereiten, dass sie sich aufs Gegenteil gefasst machen sollen. In den bekannten Instruktionen, die er ihnen vor der Aussendung der Zwölf erteilt, stehen die Worte: «Hütet euch vor den Menschen; denn sie werden euch überantworten vor ihre Rathäuser und werden euch geisseln in ihren Schulen. Und man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen — und ihr müsst gehasst werden von jedermann um meines Namens willen.» Deswegen soll sich ein Jünger Christi nicht beschweren. Des öftern weist der Herr geradezu auf sein eigenes Beispiel und Ergehen hin. Er, er selber, ihr Herr, ist ja verfolgt in dieser Welt; diese Tatsache sollen sie doch ja nie ausser Betracht lassen. Sie sollen es als normal ansehen, dass sie als Knechte eines verfolgten Herrn nichts anderes zu gewärtigen haben als nun eben auch Verfolgung, sie sollen es nicht besser haben wollen

und sich solcher Behandlung nicht schämen: «Der Jünger ist nicht über seinem Meister noch der Knecht über seinem Herrn. Es ist dem Jünger genug, dass er sei wie sein Meister und der Knecht wie sein Herr. Haben sie den Hausvater Beelzebub geheissen, wie viel mehr werden sie seine Hausgenossen also heissen!» Deutlicher noch Johannes: «So euch die Welt hasst, so wisset, dass sie mich vor euch gehasst hat. Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb; weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt gewählt, darum hasst euch die Welt.» «Haben sie mich verfolgt, so werden sie euch auch verfolgen.» Zu dieser Fremdlingsschaft gilt es ja zu sagen. Die Versuchung, sie durch Anpassung — Karl Jaspers redet von «menschenkennerischer Anpassung» — und Angleichung zu vermeiden, ist nicht klein. Anpassung aber wäre Verleugnung. Darum das Wort, das nun schon einem Befehl gleichkommt: «Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist mein nicht wert.» Da ist klar, dass Christus von den Seinen die Bereitschaft zum Kreuztragen, zum Martyrium erwartet, und das will einen bedrängen. Wir sind jedoch keine Riesen und Helden, sind schwache Durchschnittsmenschen und haben Angst vor dem Verfolgungsleiden. Dazu ist zweierlei zu sagen:

1. Einmal ist da die Verheissung zu beachten. «Denn ihrer ist das Himmelreich»; es ist die gleiche wie bei der ersten der acht Seligpreisungen und gilt dort den Armen, denjenigen, die sich nichts zu rühmen haben, es sei denn, dass sie sich ihrer Schwachheit rühmen. So nah sind die erste und letzte Seligpreisung offenbar verwandt. Es sind also dort und hier tatsächlich nicht Kraftmenschen, von denen der Herr das Ja zum Verfolgungsleiden verlangt, es sind arme, schwache Leute, die es nicht haben und nicht können. Und gerade solchen will er die Standhaftigkeit und den Mut des Bekennens schenken, auch wenn es Kreuz und Verfolgung einbringt. Also nicht auf uns, auf Ihn zu schauen und zu

bauen, sind wir hier eingeladen. Als die Christen sich zum erstenmal um ihres Glaubens willen des Lebens bedroht sahen, da taten sie nicht dergleichen, wie stark und standhaft sie seien, sondern da heisst es sehr bezeichnenderweise von ihnen: «sie hoben ihre Stimme auf einmütig zu Gott... und sprachen: Herr, siehe an ihr Drohen und gib deinen Knechten, mit aller Freudigkeit zu reden dein Wort.» Sie beten und flehen, denn sie wissen, Bekennermut ist Geschenk, Standhaftigkeit ist Gnade.

2. Das Zweite, was da anzumerken wäre: Die Verfolgung, das ist uns doch an den Worten des Herrn aufgefallen, geht nicht immer gleich ums Letzte, ums Leben. Gerade die Welt und Zeit, in der wir hier bei uns leben, ist ja nicht so, dass uns das Christsein gleich den Kopf kostet, nicht, wie es Luther in der berühmten vierten Strophe seines Liedes singt, «nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, lass fahren dahin, sie haben kein'n Gewinn, das Reich muss uns doch bleiben.» So ist es zunächst durchaus nicht gleich der Scheiterhaufen, den wir besteigen müssen, es ist auch nicht gleich Steinigung, Kreuzigung oder irgendeine der Foltern. Jesus weiss, dass Verfolgung in der Regel mit der üblen Nachrede beginnt: «Selig seid ihr, so euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles wider euch, so sie daran lügen.» «Schmähen und allerlei Übles reden.» Üble Nachrede, journalistische Steinigung, öffentliche Diskriminierung ist die allgemeinste Verfolgungsart, «Leib und Gut, Weib und Kind», das sind dann schon die schärferen, die letzten Formen der Verfolgung. Von ihnen sind wir bei uns, vorläufig noch, verschont. Wir stehen also noch im Vorfeld, im leichteren Vor- und Übungsgelände. Es ist uns noch die Frist gegeben, uns im Ertragen von Verfolgungen einzuüben. Tun wir es? Wenn bei uns so viel von Freiheit der Verkündigung die Rede ist — brauchen wir diese Freiheit? Und wenn wir davon Gebrauch machten, müsste sich dann nicht auch bei

uns der Widerspruch regen? Dann hätten wir Zeit und Gelegenheit, uns jetzt noch, in Ausnützung der Frist, die uns noch gewährt ist, abhärten zu lassen und uns, wie ein zeitgenössischer Bekenner sich ausdrückte, «eine harte Haut beizulegen». So menschenfreundlich ist der Herr der Kirche, dass er unserer Schwachheit Rechnung trägt und unsere angeborene Leidensscheu berücksichtigt, indem er uns Zeit zur Einübung im Leiden schenkt. Dazu ist es heute mit den Christenverfolgungen wie während der drei Jahrhunderte im Römerreich. Auch dort und damals entbrannte der Kampf nicht gleichzeitig und gleichmässig im ganzen Reich. Auch dort gab es zeitweilige Schonbezirke und Atempausen. Wer noch nicht mitten im Feuer steht, darf derer fürbittend gedenken, deren Verfolgung schon auf Gut und Blut geht. Auch auf diese Weise geschieht ein Einüben im Mittragen der Last der anderen.

Immerhin eine kleine Einschränkung hält Jesus für notwendig — «so sie daran lügen». Er rechnet auch mit der menschlich allzumenschlichen Möglichkeit, dass es nicht unser Glaube ist, der uns Schmähung und üble Nachrede einbringt, sondern begangene Fehler. Wenn ein Mann sich beklagt, er werde, weil er Christ sei und zu seinem Glauben stehe, von seinen Mitarbeitern geplagt, können hinterher vorgenommene Nachfragen ergeben, dass er in Wirklichkeit verfolgt wird, weil er in der ganzen Belegschaft als ein miserabler Kamerad bekannt ist. Und wenn eine Frau, die wegen ihres bösen Mauls im Quartier gefürchtet ist, sich über Verfolgungen von Seiten ihres Ehemanns beklagt, weil sie die Versammlung des Predigers X fleissig besuche, dann liegt die Vermutung eben sehr nah, dass diese Frau nicht eine Märtyrerin ihres Christenglaubens ist, sondern schlicht die Folgen ihrer eigenen Unart zu tragen hat. Mit dieser Möglichkeit, dass Selbstverschulden hinter Schmähung und übler Nachrede sein kann, rechnet auch Petrus in jenem bekannten Wort: «Niemand aber unter euch leide als



ein Mörder oder Dieb oder Übeltäter oder der in ein fremdes Amt greift. Leidet er aber als Christ, so schäme er sich nicht; er ehre aber Gott in solchem Fall.»

Befremdlich, unnatürlich will uns die Aufforderung anmuten, über die Verfolgung nicht nur nicht traurig und besorgt zu sein, sondern geradezu das Gegenteil — «fröhlich und getrost». Unnatur wäre das «Frohlocken» tatsächlich dann, wenn Verfolgung aus eigener Kraft zu tragen wäre; aber wir haben ja doch gesehen, dass es sich hier um jene geschenkte Kraft handelt, die in den Armen und Schwachen mächtig zu sein vermag. Es ist offensichtlich ein Frohlocken, das nicht aus dem Gemüt stammt, sondern aus dem Geist. Warum diese Freude und Getrostheit? Verschiedene Gründe sind dafür denkbar.

1. Einmal ist das Verfolgtsein ein Zeichen, wenn auch nicht ein bündiger Beweis, so doch ein Anzeichen dafür, dass man sich auf dem rechten Weg befindet. Wir haben zwar eben festgestellt, dass Verfolgtsein nicht immer aus der Glaubenshaltung kommen muss. Aber es ist doch zu sagen, dass das Verfolgtsein eher als das Beliebtsein ein Zeichen dafür ist, dass man in Christi Dienst steht. Das Beliebtsein, allgemeine Anerkennung, gar Beifall, ist gleichsam zum vornherein verdächtig. Erfahrener Widerspruch und Widerstand macht es wahrscheinlicher, ja glaubhafter, dass man in der Nachfolge Christi steht. Und das ist Grund zur Freude, zum Frohlocken.

2. Ein weiterer Grund zur Getrostheit ist die Gesellschaft, in der sich der Verfolgte befindet. Diese ist gut. Es ist die Gesellschaft Christi, die Gesellschaft der Propheten: «Denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind.» Jeder bekennende Christ wird damit in die Nähe der Glaubensmänner und Gottesknechte gerückt. Man mag Freunde verlieren, wenn man um Christi willen verfolgt wird. Die Leute ziehen sich dann vorsichtig zurück, wollen

nichts mit einem solchen zu tun gehabt haben; aber man gewinnt andere Freunde. Man wird nicht einsam, darf sich in Gesellschaft der Apostel und Propheten wissen. Und diese Gemeinschaft ist ein Gewinn, der allen noch so schmerzlichen Sympathieverlust bei den Menschen, alle noch so bittere gesellschaftliche Ächtung hoch aufwiegt. Darum: «seid fröhlich und getrost — frohlocket»!

3. Und weiter: «es wird euch im Himmelreich wohl gelohnt werden». Verfolgungsleiden tragen ist, wie wir gesehen haben, weder Menschenwerk noch Verdienst, sondern Gnade, Geschenk. Und dennoch gibt es «einen Lohn im Himmel», Gnadenlohn. Es soll es in alle Ewigkeit keiner bereuen, der seine Ehre, Leib und Gut, Weib und Kind verliert um Christi willen. Was vor den Menschen als Verlust erscheint, ist im Himmel, vor Gott, ein Gewinn. «Einen Schatz im Himmel haben», das ist nicht nichts. Der Einsatz ist hoch: Es geht hier wie bei der ersten Seligpreisung um nichts Geringeres als ums Himmelreich, das es hier zu gewinnen oder zu verlieren gilt. Als der Herr in der Wüste den Versucher zum drittenmal abgewiesen hatte, heisst es, «da kamen die Engel und dienten ihm» — Himmelreich! Die Engel im Himmel, die kommen und den Tisch decken, sind jedem nah, der um Christi willen Verfolgung aushält. Solche Freude, solch Frohlocken in und trotz Verfolgung kann allerdings nur der Geist bewirken.

Dass Verfolgtwerden Grund zu Freude und Frohlocken ist, kann uns mit keinen Vernunftgründen plausibel gemacht werden. Petrus redet unter Geistwirkung, wenn er sagt: «Ihr Lieben, lasset euch die Hitze, so euch begegnet, nicht befremden, als widerführe euch etwas Seltsames; sondern freuet euch, dass ihr mit Christo leidet, auf dass ihr auch zur Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit Freude und Wonne haben möget. Selig seid ihr, so ihr geschmäht werdet über dem Namen Christi; denn der Geist, der ein

Geist der Herrlichkeit und Gottes ist, ruht auf euch.» Dieser Geist ruhte offensichtlich auf den Jüngern, als es nach der erlittenen Auspeitschung von ihnen hiess: «Sie gingen aber fröhlich von des Rats Angesicht, dass sie würdig gewesen waren, um seines Namens willen Schmach zu leiden.» Dieser Geist ruhte auf Paulus und Silas, als sie im Gefängnis zu Philippi um Mitternacht anfangen, Gott so laut zu loben, dass die Mitgefangenen sie hörten. Der Geist der Herrlichkeit ruhte auf Stephanus, als er unter den Steinschlägen, die ihn trafen, den Himmel offen sah und Gottes Herrlichkeit und Jesus zur Rechten Gottes. Die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen, den Armen und den um der Gerechtigkeit willen Verfolgten aber ist das Himmelreich verheissen, das — Himmelreich.